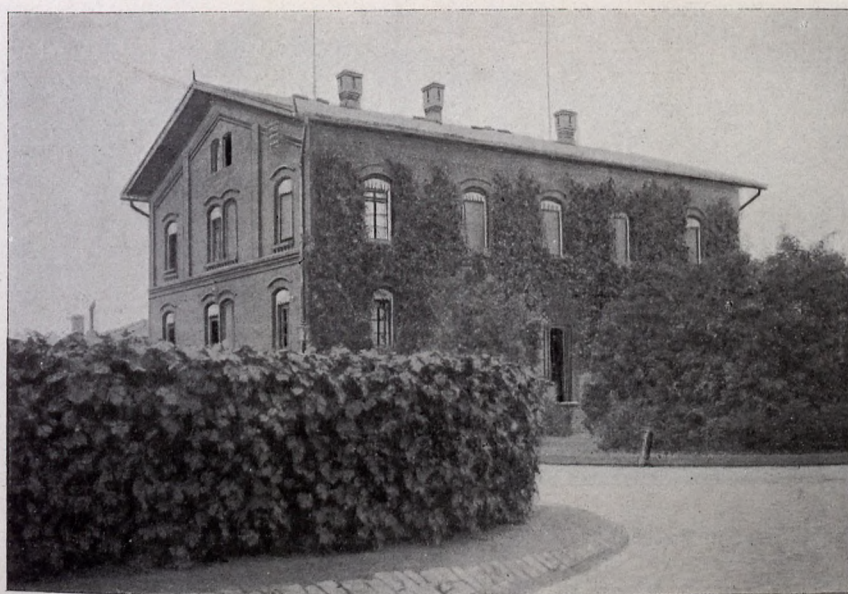




1. Haus in Löwenberg

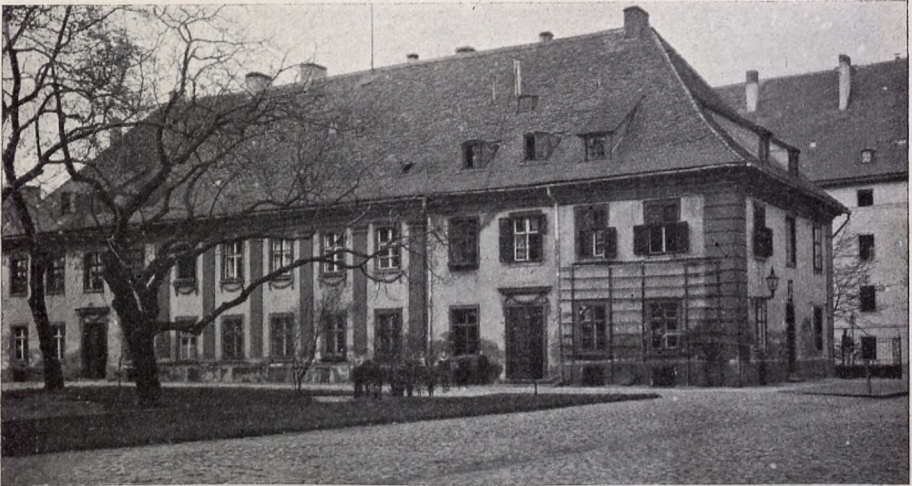


2. Haus in Breslau

Zu dem Beitrage „Einfache Häuser, I“

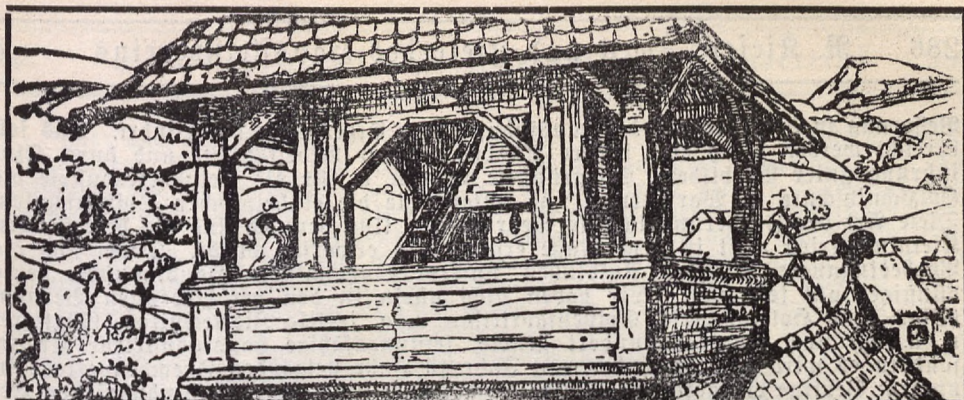


3. Haus in Ingramsdorf



4. Langes Haus in Breslau

Zu dem Beitrage „Einfache Häuser, I“



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Hest 11

1. Märzheft 1911

Zweck und Ziele des Hausfleißvereins im Rieser- und Tsergebirge*)

Wer sich über die Vergangenheit unseres Riesengebirges unterrichtet, der wird bemerken, daß die Bevölkerung die oft schlimmsten Zeiten der Not, die die Provinz Schlesien so hart fühlen mußte, verhältnismäßig gut überstanden hat, trotzdem sie auf die Ertragnisse des meist unfruchtbaren Gebirgsbodens wenig rechnen konnte. Sicher ist das nicht allein der großen Genügsamkeit, die die Gebirgsbewohner im allgemeinen auszeichnet, zuzuschreiben, sondern vor allem ihrer vielseitigen Hausarbeit. Ein Teil dieser Erwerbstätigkeit entwickelte sich zur kunstgewerblichen Hausindustrie — und war für unsere engere Gebirgsheimat schon früh von größter wirtschaftlicher Bedeutung. Die Landesbehörden haben deshalb von jeher den kleinen Gebirgsindustrien großes Interesse entgegengebracht und sie zu fördern gesucht. Das geschah z. B. um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Glasindustrie mit so gutem Erfolge, daß ein Teil der beschäftigungslosen Weber, unter denen infolge des schnellen Rückganges der Leinenweberei große Not herrschte, in die stark beschäftigte Glasindustrie übergeführt werden konnte. Später, als die Großindustrie in unsere Gebirgstäler Eingang fand, trat eine Vesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse ein, und man betrieb die Förderung der Hausindustrie weniger energisch. Der Grund dafür scheint in der irrtümlichen Annahme gelegen zu haben, es sei nun Arbeitsgelegenheit genügend vorhanden, und die kleinen Industrien seien lebenskräftig und selbständig genug, um sich selbst weiterhelfen zu können. Leider war das nur bei einigen wenigen der Fall, andere gingen stetig zurück, oder gingen ganz ein. Besonders hilflos waren die Zweige, die nur kleine Einzelbetriebe hatten und die der weitblickenden kaufmännischen Kräfte entbehrten. So ging beispielsweise die schöne Edelsteinschneidekunst, die jahrhundertlang in unserm Hirschberger Tal hervorragend vertreten war, elend zugrunde, weil sie es nicht fertig brachte, sich nach Verlust ihres alten Absatzgebietes ein neues zu erwerben. In ähnlicher Weise fielen auch andere kleine Haustechniken dahin.

Seit einigen Jahrzehnten aber ist das Interesse für unsere heimischen Kunstindustrien wieder reger geworden, und man sucht sie dadurch zu heben, daß man eine

*) Vortrag, gehalten bei der ersten Hauptversammlung des Hausfleißvereins am 8. Februar 1911 in Warmbrunn von R. Kiefer.

Besserung in der Qualität der hausindustriellen Erzeugnisse herbeiführt. Das soll erreicht werden durch eine bessere Ausbildung der Arbeitskräfte und durch Einführung guter Vorbilder. So gründete man u. a. für die Feinholzindustrie die Holzschnittschule in Warmbrunn und unterstützte die einheimischen Spitzenschulen. Diese Art der Förderung ist also mehr ideell. Und dennoch sind die betreffenden Kleinindustrien nicht in dem Maße erstarkt als erwartet wurde. Dabei sind die Vorbedingungen für das Aufblühen unserer einheimischen Hausindustrie heute günstiger als je zuvor. Wir haben nicht allein in den verschiedensten Berufen (Glas- und Holzindustrie, Spitzenfabrikation u. a. textile Ziertechniken, Gürtlerei u. a. m.) noch etwa achthundert geübte, leistungsfähige hausindustrielle Kräfte, sondern es wird auch durch den von Jahr zu Jahr steigenden Fremdenverkehr in unserm Gebirge ein geradezu ideales Absatzgebiet für unsere kunstindustriellen Erzeugnisse geschaffen. Wir könnten unsere Arbeiten ohne große Vermittelungskosten direkt in der Heimat absetzen. Leider aber wird heute noch der große Bedarf an „Mittebringern“ von auswärts eingeführt. Und um die (zu neun Zehnteln geschmacklosen) Andenkenartikel dem reisenden Publikum kaufgerecht zu machen, segeln sie fälschlich fast immer unter der Flagge echter Riesengebirgswaren. Das drängt uns zu der Ueberzeugung, daß das heimatische Absatzgebiet für unsere eigenen Erzeugnisse erobert und daß deshalb die Hausindustrie auf männlich organisiert werden muß. In dieser Ansicht werden wir noch bestärkt, wenn wir uns die Erfahrungen anderer Gegenden zunutze machen, die mit denselben oder ähnlichen Verhältnissen zu rechnen hatten. In Oesterreich, in der Schweiz, in Süd- und Mitteldeutschland, in Dänemark, in Norwegen und Schweden kann man die Beobachtung machen, daß dort, wo man die Hausindustrie nur ideell durch Verbesserung der Erzeugnisse heben wollte, bei weitem nicht die Erfolge kamen, wie da, wo man kaufmännisch organisierte und durch Absatz für guten Verdienst sorgte. Im Norden wie im Süden ist der Hausindustrie am besten geholfen worden durch gemeinnützige Unternehmungen, die Ausstellungs- und Verkaufsgelegenheit boten, wie z. B. das Merkantilmuseum in Bozen, die Verkaufshäuser in Berchtesgaden, in Cordina und die Zentrale des Nordischen Hausindustrievereins in Christiania. Die richtige Hilfe war immer die, die den kleinen Betrieben einen Teil der kaufmännischen Arbeit abnahm.

Das gilt auch für unseren Hausfleißverein im Riesengebirge. Auch bei uns werden wir nur Erfolge haben, wenn wir zuerst für Verdienst unserer Hausindustriellen sorgen. Und wenn wir mit diesem Bestreben die Absicht auf eine gute Qualitätsware verbinden, dann wird der Verdienst auch gut werden, und neue Kräfte werden sich wieder der freieren Hausarbeit zuwenden. Unsere einheimische Hausindustrie trägt im wesentlichen einen kunstgewerblichen Charakter. Ihre Haupterzeugnisse haben sich immer noch eine gewisse Höhe und Originalität bewahrt. Das gilt besonders für die Glas-, Spitzen- und Holzindustrie. Diese erfreuliche Erscheinung ist in der Holz- und Spitzenindustrie auf die Fachschulen, in der Glasindustrie auf die wenigen großen, fabrikmäßigen Betriebe zurückzuführen. So ist nicht zu bestreiten, daß die Josefstenhütte für die Glasindustrie jahrzehntelang als Musterbetrieb vorbildlich war, und die Aufgaben einer Fachschule erfüllte. Von ihr gingen tüchtig vorgebildete Berufskräfte in die Praxis und machten sich selbständig, ihre Arbeiten wurden als Muster und Vorbilder von den kleinen Betrieben benutzt, und die Experimente ihres Laboratoriums kamen schließlich auch ihrer Umgebung zugute. Kurz: Die großen und schulmäßigen Betriebe haben dadurch, daß sie sich — mit wenigen Ausnahmen — von dem Massenschund fernhielten und teilweise sogar künstlerisch hochstehende Arbeiten lieferten, auch die bessere Hausindustrie vor völliger Versumpfung bewahrt. Sie besitzt heute noch die Kräfte, der Nachfrage des Fremdenverkehrs nach echten, guten kunstindustriellen Artikeln zu genügen, aber diese Kräfte müssen geschäftlich organisiert und unterstützt werden.

Den kleinen an ihre 4 Pfähle gebundenen Gewerbetreibenden fehlt jede Geschäftsroutine; von kaufmännischem Weitblick ist gar nicht zu reden. Sie warten, bis der Händler zu ihnen kommt und ihnen für ihre Waren gibt, was ihm beliebt, anstatt sich selbst nach besseren, neuen Absatzmöglichkeiten und Erwerbsquellen umzusehen. Das ist die Lücke, durch die den kleinen Hausindustriellen die Schwindsucht ins Haus schlüpft.

Hier will der „Hausfleißverein im Riesen- und Hfergebirge“ zunächst helfend einpringen. Es kommt ihm nicht so sehr darauf an, neue Hausindustrien einzuführen, als die bestehenden zu stärken. Er will keine niedere Massenindustrie künstlich züchten, sondern die alten, schönen handwerklichen und kunstindustriellen Betriebe heben und wieder lebensfreudig machen. Er will allen Hausindustriellen helfen und sich nicht nur auf ein einzelnes Berufsgebiet beschränken. Das einheimische Absatzgebiet wollen wir für unsere Kleingewerbetreibenden erobern, indem wir ihnen die Mittel dazu an die Hand geben. Wir wollen sie leistungsfähig machen dadurch, daß wir ihnen Muster und Werkzeuge beschaffen, bei der Einrichtung zeitgemäßer Werkstätten behilflich sind, die Ausbildung tüchtiger Berufskräfte fördern, ihre Arbeiten durch Veranstaltung von Ausstellungen, Vorträge und schriftliche Reklame aus Licht ziehen und ihnen Aufträge vermitteln; die Eigenart ihrer Erzeugnisse soll durch eine besondere Marke gekennzeichnet und energisch vor Nachahmung geschützt werden. Um diese Aufgaben in der richtigen Weise lösen zu können, wollen wir durch den Bau eines Ausstellungsgebäudes einen Geschäftsmittelpunkt für unsere kleinen Gebirgsindustrien schaffen. Das Ausstellungsgebäude soll in Warmbrunn errichtet werden, und jeder einheimische Kunstindustrielle soll dort ausstellen können, und bei Verkäufen soll der Wert der Arbeit dem Schaffenden möglichst voll zur Auszahlung kommen. Die Grenze für die auszustellenden Waren soll nicht zu eng gezogen werden. Hat ein Handwerker einmal ein schönes Stück geschaffen, das einen kunstgewerblichen Wert hat, so soll es ruhig zugelassen werden. Eine beamtete Kraft mit kaufmännischer und kunstgewerblicher Bildung soll dort tätig sein und neben der Verwaltung des Ausstellungsgebäudes die ständige Verbindung mit den einzelnen Gruppen der Hausindustrie aufrechterhalten. Für eine möglichst innige Verbindung des Vereins mit allen Hausindustriezweigen muß in weitestem Maße gesorgt werden, und es muß eine Konsequenz unserer Bestrebungen sein, die zerstreuten Kräfte zu Berufsgruppen zu vereinigen. Diese sollen sich den eigenen besonderen Bedürfnissen und Sorgen ihres Berufes ausschließlich widmen und dem Hausfleißverein als fachliche Beratungsstellen dienen. Die schlesische Spitzenindustrie ist schon vorangegangen — und mit welchem Erfolge, sagt der Jahresbericht des Deutschen Vereins für schlesische Spitzenkunst. Danach ist in einem Zeitraum von vier Jahren, die der genannte Verein auf die Förderung der heimischen Spitzenindustrie verwendet, die Zahl der Arbeiterinnen von 124 auf 339 gestiegen, die Jahreslöhne sind von 9300 Mark auf 25 150 Mark, der Jahresumsatz ist von 11 761 Mark auf 32 900 Mark angewachsen. Das ist sicher ein Beweis, daß in unserem Riesengebirge eine Hebung der Hausindustrie möglich ist. Auch die Holzschneider der schlesischen Gebirge haben sich in letzter Zeit zusammengeschlossen, und es steht zu erwarten, daß sich auch die übrigen größeren Berufsgruppen der Hausindustrie vereinigen werden.

Mit solchen Einrichtungen wird unser Hausfleißverein fest und tief in dem Boden der Wirklichkeit Wurzel fassen, und seine Hilfsarbeit wird stets mit fachmännischer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse ausgeführt werden können. So dürfen wir wohl annehmen, daß das Gold, das uns die Schönheit unserer herrlichen Berge ins Land zieht, nicht dauernd für ausländische Ramschware hinausgetragen wird, derweil ein Teil unserer intelligenten und fleißigen Bevölkerung sich mit kärglichstem Verdienst begnügen oder gar abwandern muß. Hätte sie nicht schon im Laufe der Jahrhunderte bewiesen, daß sie für die kunstindustrielle Beschäftigung geradezu prädestiniert ist, so könnte man vielleicht geteilter Meinung sein über die Bestrebungen und die zu erhoffenden Erfolge unseres Vereins. Da uns aber eine lange Erfahrung von der künstlerischen Leistungsfähigkeit unserer Gebirgsbewohner überzeugt hat, so wäre es schon vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus eine unverzeihliche Unterlassung, diese wertvollen Kulturkräfte nicht in die richtigen Bahnen zu lenken, die unserer engeren Heimat zum Segen und unserer deutschen kunstgewerblichen Hausindustrie zur Ehre gereichen werden.

Ueber Gasthausreform*)

Es ist sehr dankenswert, daß der Vorstand unseres Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege auf seiner ersten Generalversammlung von den Gasthäusern sprechen lassen will. Warum? Sie alle wissen, welche Bedeutung das Gasthaus gerade auf dem Lande hat. In ihm spielt sich das öffentliche Leben des Dorfes ab. Es ist außerdem der einzige Ort zur Pflege der Geselligkeit und des Unterhaltungsbedürfnisses der Bevölkerung. In ihm werden mangels häuslicher Räume die Hochzeiten und andere Feste, die Tanzlustbarkeiten und dergleichen gefeiert. Kurz, man kann, wenn man von Kirche und Schule hier einmal abläßt, geradezu sagen, das Gasthaus ist der kulturelle Mittelpunkt des Dorfes. Dem pflegt die dominierende Stellung des Wirtes, besonders in kleinen Dörfern mit nur einer Wirtschaft, zu entsprechen. Der Wirt liefert, was er will, er schenkt aus, was er will, vor allen Dingen möglichst viel, möglichst schlechten Schnaps, er läßt sich zahlen, was er will, er gibt Kredit, er borgt Geld aus und bringt oft das ganze Dorf in eine höchst schädliche Abhängigkeit. Ob die Landwirte gute oder schlechte Arbeiter, ob sie zufriedene oder widerpenstige Arbeiter haben, ob die Bevölkerung durch Trunk verarmt oder durch Sparsamkeit hoch kommt, das alles hängt wesentlich vom Charakter der Dorfschenke und des Schankwirtes ab. Es ist also ganz selbstverständlich, daß, wer, wie unser Wohlfahrtspflegeverein, ländliche Wohlfahrtspflege treiben will, seine ersten Schritte ins Gasthaus lenken muß. Der Krebschaden des heutigen Gasthausbetriebes liegt darin, daß alles auf das Privatgeldinteresse des Wirtes basiert ist, der danach trachtet, soviel Alkoholabsatz zu haben, als nur irgend möglich. Wie wollen nun die Gasthausreformer dem abhelfen? Ich will im voraus erwähnen, was sie nicht wollen, was ihnen aber gewöhnlich angedichtet zu werden pflegt: Sie wollen nicht etwa alkoholfreie Wirtschaften einrichten. Wer also bisher geglaubt hat, ein Reformgasthaus sei ein alkoholfreies Gasthaus, und alle Gasthausreformer wünschten die bestehenden Gasthäuser durch alkoholfreie zu ersetzen, den bitte ich freundlichst, diesen Irrtum und diese vorgefaßte Meinung hiermit radikal und energisch aus seinem Gedächtnisse zu streichen und versichert zu sein, daß sich die Gasthausreformer mit dergleichen unausführbaren Utopien nicht befassen. Sie rechnen vielmehr mit den bestehenden gottgegebenen Realitäten und Sitten, und wollen innerhalb dieser Verhältnisse praktische Verbesserungen durchführen. Was bezwecken sie in dieser Hinsicht? Sie wollen die Gasthäuser dem privaten auf Erwerb gerichteten Gewerbebetriebe entziehen und sie

in gemeinnützigen Besitz bringen und nach gemeinnützigen Grundsätzen verwalten.

Das ist der Kern der Gasthausreform. Die Gasthausreformer sagen sich: Das Gasthaus ist für das öffentliche Wohl so wichtig, daß, ebenso wie man z. B. Schulen und z. B. Krankenhäuser doch selbstverständlich nicht mit dem Ziele des Geldgewinnes für eine einzelne Privatperson baut oder verwaltet, sondern nach gemeinnützigen Prinzipien, daß ebenso auch mit den Gasthäusern verfahren werden muß. Ein Gedanke, der auf den ersten Blick frappierend

*) Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung des Schlesischen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege am 13. Januar 1911.

sein mag, aber bei Lichte besehen, so einleuchtend ist, daß man sich nur wundern kann, warum er noch so wenig verbreitet ist. Ein Gedanke, der übrigens, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, in Schweden und Norwegen im sogenannten Gothenburger System bis zu einem gewissen Grade, zum Teil sogar mit Gesetzeshilfe, durchgeführt ist. Die radikalste Verwirklichung dieser modernen Gasthausreformidee wäre die, daß die Gasthäuser einfach verstaatlicht würden, oder wenigstens verkommunalisiert würden, wenn ich mich so ausdrücken darf, daß also nur Staat oder Gemeinden, Städte, Kreise etc. das Gastwirtschaftsgewerbe betreiben dürfen. Indessen hierzu würden umfassende Gesetzesänderungen nötig sein, und zu denen sind unsere Parlamente vorläufig nicht zu haben. Das ist also Zukunftsmusik. Die Gasthausreformer schlagen nun aber einen Weg vor, auf dem man innerhalb des Rahmens der jetzigen Gesetze ebenfalls zu dem erwünschten Ziele kommen kann, wenn auch langsam. Sie schlagen nämlich als Träger der Gasthausreform die freiwillige Bildung gemeinnütziger Gesellschaften und zwar in der Form der G. m. b. H., möglichst in finanziellem Zusammenwirken interessierter Privatpersonen einerseits und engerer oder weiterer kommunaler Korporationen andererseits, vor, mit dem statutarischen Zwecke, Gasthäuser zu bauen oder bestehende Gasthäuser zu erwerben oder zu pachten, und sie nach gemeinnützigen Prinzipien zum Wohle der Bevölkerung einzurichten und zu verwalten. Sie werden vielleicht einwenden, diese Idee sei nicht ausführbar, denn wer werde hierzu sein Geld hergeben. Meine Herren, hierauf wäre erstens zu antworten, das kommt auf einen Versuch an, und zweitens zu antworten, der Versuch ist sogar schon gemacht worden, und drittens zu antworten, der Versuch ist sogar geglückt. Allerdings noch nicht bei uns in Schlesien, wo — wenigstens in dieser Form — bisher nur wenige Ansätze von Versuchen bemerkbar sind, wohl aber in dem klassischen Lande der ländlichen Gasthausreform, in Pommern, wohin ich Sie daher bitten möchte, mich in Gedanken für einige Minuten zu begleiten, um dort Erfahrungen zu sammeln. Der geistige Leiter der Bewegung dort ist Pastor Reek, jetzt Geschäftsführer des pommerschen „Gemeinnützigen Gasthausvereins G. m. b. H.“ und zugleich Vereinsanwalt des allgemeinen Deutschen Vereines für Gasthausreform, dessen über diesen Gegenstand geschriebene Broschüre „Gasthausreform auf dem Lande“ — zu beziehen jedenfalls durch unseren Verein — jedem Interessenten zur Anschaffung empfohlen werden kann. Dieser pommersche Gasthausverein hat 1907 mit dem bescheidenen Mindestkapital von 20 000 Mark und mit einem Gasthaus angefangen. Jetzt, in noch nicht vier Jahren, verwaltet er bereits über 20 Gasthäuser und wird mit weiteren Anregungen überlaufen. Sie sind sämtlich in rein ländlichen meist kleinen Dörfern gelegen, meist sind sie die einzigen Gasthäuser an dem betreffenden Orte. Die Anlage- bzw. Ankaufskosten schwanken je nach der Größe zwischen 14 000 und 40 000 Mark. Die Grundzüge der Verwaltung sind folgende:

1. Der Wirt ist nicht Pächter, sondern Angestellter der Gesellschaft, mit festem Gehalt — dieses schwankt zwischen 800 und 1000 Mark. Er erhält ferner 20 Prozent vom Absatz alkoholfreier Getränke, sowie den ganzen Erlös an Kaffee, Milch, Butter etc., freie Wohnung und Acker für 1 Pferd und 2 Rinder und Schweine. Dagegen ist er völlig ohne Interesse am Absatz der alkoholischen Getränke, deren Erlös er voll abzuführen hat. Diese Ausschaltung des Interesses des Wirtes am Alkoholabsatz ist der fundamentalste Grundsatz der Gasthausreform. Durch sie wird erreicht, daß der

Alkoholkonsum zwar nicht aufhört, das will auch niemand, aber daß er auf das Niveau des normalen wirklichen Bedürfnisses der Gäste herabsinkt. Jedes Animieren, jede künstliche Steigerung des Alkoholkonsums zur Füllung des Portemonnaies des Wirtes, jede Ausbeutung der Trinklust, und vor allem, überhaupt jeder Trinzwang bei Anwesenheit im Gasthaus, fällt fort. Um die Innehaltung dieses Grundsatzes, die Ausschaltung des Interesses des Wirtes an der Höhe des Alkoholumsatzes, zu sichern, gelten folgende Vorschriften:

Die Getränke und Waren, überhaupt der gesamte Bedarf, wird für alle Gasthäuser von einer kaufmännisch geleiteten Zentrale in Stettin besorgt. Von dem Umfange dieser Zentrale kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß dort jetzt schon zwei Direktoren, zwei Kaufleute, zwei Lagerhalter und verschiedentliches Unterpersonal beschäftigt werden. Die Wirte dürfen bei hohen Konventionalstrafen nichts verkaufen, als das von der Zentrale mit Firmenetiketten Gelieferte, und zu den festgesetzten, im Lokale öffentlich bekannt zu machenden Preisen. Großer Wert wird auch darauf gelegt, daß die gelieferten alkoholischen Getränke, sowohl Bier wie Schnaps, gut und vollwertig sind, anstatt der trüben Suppe oder des schlechten Fusels, den man jetzt häufig bekommt. An Schnaps darf keinem Gast mehr als 2 Glas an einem Tage verabfolgt werden. In einigen Gasthäusern ist Sonntags der Schnapsverkauf verboten. Ueber die Straße darf Schnaps — das ist sehr wichtig — nur in versiegelten Literflaschen, nicht in kleineren Quanten verkauft werden. Im einzelnen sind alle Pflichten der Wirte in einem Normalvertrage geregelt, dessen Inhalt vorzutragen die Zeit nicht ausreicht, der aber noch sehr viele interessante Aufschlüsse über die Einzelheiten enthält. Mehrere solche Vertragsformulare sind abgedruckt in der Zeitschrift „Gasthausreform“, Jahrgang 1910, und sind außerdem im Mäßigkeitsverlage in Berlin für 20 Pfg. erhältlich. Zur Kontrolle, daß der Wirt alle seine Pflichten erfüllt, insbesondere daß er nicht heimlich gegen Prozente der Brauer und Schnapslieferanten Sondergeschäfte macht — ein Argwohn, der ja sehr nahe liegt — dient eine ständige Ueberwachung durch freiwillige Vertrauensleute des Vereins, als welche z. B. Amtsvorsteher, Geistliche, Lehrer, Ärzte, aber auch z. B. Reisende der Lieferanten der Zentrale in Betracht kommen. Diese Kontrolle soll nach Angabe von Reek funktionieren. Immerhin bleibt die Hauptsache, zuverlässige Persönlichkeiten als Wirte zu gewinnen. In dieser Beziehung hat man zuerst Versuche mit Militäranwärtlern gemacht, die aber mißglückt sind. Jetzt werden meistens Kaufleute angestellt, mit denen nach mündlicher Versicherung von Pastor Reek gute Erfahrungen gemacht werden. Bemerkenswert ist auch, daß zur Einschränkung des Alkoholmißbrauchs getrennte Räume für den Alkoholausschank einerseits und den alkoholfreien Ausschank andererseits eingerichtet sind. Zweck dieser Trennung ist hauptsächlich der, daß verschiedene Öffnungszeiten und Schlußzeiten für beide Räume eingeführt sind. So wird z. B. morgens um 6 zunächst nur der alkoholfreie Raum geöffnet, damit die zum Dienst gehenden Arbeiter dort Kaffee und Milch usw. bekommen können. Daß die alkoholfreien Getränke so billig, wie finanziell möglich, gehalten sind, versteht sich. Eine Tasse Kaffee mit Milch und Zucker kostet z. B. 10 Pfg.

2. Zweiter Verwaltungsgrundsatz ist die Verbindung eines jeden Gasthauses mit einem Kolonialwarenladen. Reek und seine Anhänger gehen dabei von dem Gedanken aus, daß die Landflucht — um deren Bekämpfung handelt es sich ja bei allen unseren Bestrebungen

vornehmlich — mit dadurch verursacht wird, daß man auf dem Lande, besonders in abgelegenen Dörfern, so schlecht mit Waren versorgt ist. Die Kaufleute aus der Stadt schieben das schlechte und alte, was sich jeder Städter verbitten würde, an die kleinen Krämer auf dem Lande ab. Wenn man auf dem Lande nichts ordentliches zu kaufen bekommt, wenn man wegen jeder Kleinigkeit in die Stadt laufen oder fahren oder einen bezahlten Boten schicken muß, wer will es dann schließlich den Landbewohnern verargen, wenn sie sich sagen: Du tust eigentlich besser daran, gleich ganz in die Stadt zu ziehen. Dort hast du alles, was du brauchst, nahe und gut und billig. Von diesen sehr beachtenswerten Gesichtspunkten aus versorgt die Zentrale ihre sämtlichen Gasthäuser systematisch mit guten und preiswerten Kolonialwaren und sonstigen Bedarfsartikeln des täglichen Lebens. Wichtig ist der Laden auch insofern, als er das finanzielle Rückgrat der Einrichtung ist. Er rentiert sich mehr als der Reformgasthausbetrieb es tut. Und das ist viel wert. Denn bei aller Gemeinnützigkeit der Absichten muß der Betrieb, um bestehen zu können, natürlich auf die Dauer eine bescheidene Verzinsung seines Anlagekapitals ermöglichen. Gegen diese gemeinnützige Zentralisierung des Warenbedarfs des platten Landes pflegt man gewöhnlich das Bedenken zu erheben, daß dies den Kaufmannsstand der kleinen Städte sehr schädigen muß. Ich habe Reek über diesen Punkt interpelliert und die Auskunft bekommen, daß allerdings anfänglich solche Schäden und dementsprechend eine gewisse Entrüstung der Kaufleute vorhanden war. Schließlich hat sich aber die Praxis herausgebildet, daß, wo irgend möglich, doch wieder die kleinen Kaufleute der betreffenden nächsten Stadt als Lieferanten von der Zentrale zugezogen werden, nur mit dem Unterschiede gegen früher, daß streng auf gute und preiswerte Ware gesehen wird. Da diese Ware aber auch prompt bezahlt wird, so haben sich die Kaufleute daran gewöhnt, das Geschäft mit der Zentrale sogar sehr gern zu machen, denn sie sehen, daß es ein in jeder Beziehung reelles Geschäft ist, mehr wie früher manchem Privatwirt und Krämer gegenüber. Also das Bedenken der Schädigung der Kaufleute scheint mir bei richtiger Handhabung überwindbar zu sein, ohne daß ich damit die Verbindung Gasthaus—Kramladen überall zur schematischen Nachahmung empfehlen möchte, wo dafür vielleicht gar kein Bedarf ist.

3. Dritter und letzter Verwaltungsgrundsatz ist: Verbindung von Wohlfahrtspflegeeinrichtungen mit dem Gasthaus. Ausgehend von der Idee, daß der Mensch nicht allein um des Trinkens willen ins Gasthaus geht, sondern besonders der Landmann dort die ihm sonst fast ganz fehlende Unterhaltung suchen und dabei gesellige und geistige Anregungen finden will, hat die Zentrale ihre sämtlichen Gasthäuser z. B. mit Bibliotheken und mit einer Sammlung von Gesellschaftsspielen versehen, entweder im alkoholfreien Raum oder bei größeren Gasthäusern in einem besonderen Lese- und Spielraum. Diese Einrichtungen können die Gäste benutzen, wohl bemerkt ohne Trinkzwang. Auch alle ländlichen Vereine, wie Kriegerverein, Feuerwehr, Darlehnskasse, Jünglingsverein, Frauen und Jungfrauenverein und die Gemeindevertretung, alle diese finden im Reformgasthaus Gelegenheit zu tagen, ohne dabei trinken zu müssen, wenn sie nicht wollen. Schließlich dient der Saal oder dementsprechende Raum zunächst natürlich zu den Tanzlustbarkeiten — durchschnittlich alle Vierteljahre findet eine öffentliche Tanzlustbarkeit statt — dann aber möglichst auch zu unterhaltenden und belehrenden Vorträgen, Elternabenden, Lichtbildervorführungen, Theaterauffüh-

rungen und dergleichen mehr, sobald sich nur irgend die Personen finden, seien es Geistliche, Lehrer, Gutsbesitzer oder wer sonst, die sich der dankenswerten Aufgabe der Wohlfahrtspflege in diesen Richtungen widmen wollen. In manchen Gasthäusern ist man noch weiter gegangen, da ist im oberen Stockwerk beispielsweise eine Diakonissenwohnung oder eine Fortbildungsschule oder ein Haushaltungskursus untergebracht. Je mehr so das Gasthaus Mittelpunkt der Wohlfahrtspflege wird, desto mehr wird es aus einem Gasthause zu dem, was man schon ein Gemeindehaus oder Dorfstasino nennt, eine Einrichtung, die wir ja in Schlesien in manchen Orten dank der Initiative von Volksfreunden oder Behörden schon haben. Ein Gemeindehaus mit Verpflegungsmöglichkeit. Wie weit sich das anderwärts verwirklichen läßt, hängt natürlich von den jeweiligen örtlichen und persönlichen Verhältnissen ab. Im Prinzip ist jedenfalls die Kombination von Wohlfahrtshaus und Gasthaus nach dem pommerischen System ein sehr verlockender Gedanke.

Als Beweis der Erfolge der pommerischen Reformhäuser lassen Sie mich ein Zahlenbeispiel herausgreifen. Ein Gasthaus, übrigens von einer Kreiskommune erbaut — auch dieser Weg also ist gangbar — hat beispielsweise im ersten Betriebsjahr 2388 Mark = 5,91 Prozent des Anlagekapitals Reingewinn gebracht. Allerdings entfallen von 15 000 Mark Umsatz bezeichnenderweise 11 000 auf den Kolonialwarenladen. Ausgeschenkt worden sind folgende alkoholfreie Getränke: 1800 Flaschen Apfelsaft, 2500 Flaschen Limonade mit Selterwasser, 600 Glas Kaffee, Milch, Tee etc. Sie sehen, diese Getränke werden also tatsächlich in nennenswertem Umfange getrunken, wenn nur der Wirt vorzugsweise daran interessiert wird. Diese alkoholfreien Getränke hatten einen Gesamtwert von 800 Mark. Demgegenüber hatte der Umsatz in Bier und Schnaps einen Wert von 1600 Mark. Also ein Drittel alkoholfrei, zwei Drittel alkoholhaltig. Also Sie sehen, der Reformbetrieb bringt tatsächlich eine wesentliche Verschiebung des sonst üblichen Konsums zu ungunsten des Alkohols und zu gunsten unschädlicher Erfrischungen zustande. In manchen Orten soll der Schnapskonsum seit Existenz des Reformbetriebes gegen früher um 50 Prozent gesunken sein. Die Reformgasthäuser sind auch in der Bevölkerung bereits sehr beliebt. So hat kürzlich eine Bauerngemeinde 3000 Mark bar, das Grundstück und die Bausuhren angeboten, um ein Reformgasthaus zu erhalten, ein sicheres Kriterium, daß sich die Gründungen dort vorzüglich bewährt haben müssen, sonst würden unsere Bauern sich hüten, für eine so neue Sache auch nur einen Pfennig zu opfern. Meine Herren, mit diesen Eindrücken bitte ich Sie, wieder nach Schlesien zurückzukehren, hoffentlich in dem Gefühle, daß das Gesehene außerordentlich zur Nachahmung reizt.

Vereinzelt sind solche Nachahmungen bei uns in Schlesien schon zu sehen. Zunächst im oberschlesischen Industriebezirk, ausgehend von den Verwaltungen der industriellen Werke. Aber dieser Bezirk kann unseren Verein nicht interessieren, da er nicht zum eigentlichen Land mit der von uns zu bekämpfenden Landflucht gehört; im Gegenteil, dort strömen ja die Leute hin, die uns aus unseren ländlichen Dörfern entzogen werden. Für unser Thema kommt nur das wirkliche platte Land, in dem die Ortschaften noch reinen Dorfscharakter haben, in Betracht. In diesen Gegenden sind es bisher eine Reihe von Großgrundbesitzern, die den Ruhm haben, das Eis gebrochen zu haben, indem sie ihnen gehörige Gasthäuser in echte Reformkleidung gesteckt haben. Ein solches Haus existiert z. B. in meinem Kreise, dem Kreise Falkenberg. Es hat im

ersten Betriebsjahr mit Laden einen Ueberschuß von 400 Mark gebracht, trotzdem im Orte noch ein anderes Gasthaus existiert. Zwei solcher Häuser existieren seit kurzem im Kreise Ramlau. Dort haben die Besitzer sich zunächst der pommerischen Zentrale angeschlossen, ein Weg, der für die ersten Jahre sehr empfehlenswert ist, um die dortigen Erfahrungen zu nutzen und teures Lehr- und Experimentieren zu sparen. Auch Ansätze zu Gründungen von Gasthausgesellschaften bestehen schon. So haben in meinem Kreise verschiedene Kreiseinsassen, insbesondere Großgrundbesitzer, teils aus eigener Initiative, mir größere Beträge teils geschenktweise, teils einlageweise für eine zu gründende G. m. b. H. für Gasthausreform zugesagt. Mit dieser Summe von zusammen 8500 Mark bin ich vor den Kreistag getreten, und der Kreis als solcher hat sich als Gesellschafter mit 10 000 Mark angeschlossen. So fehlen bei 18 500 Mark an dem für eine G. m. b. H. gesetzlich nötigen Mindestkapital von 20 000 Mark noch 15 00 Mark. Sofern es gelingt, diesen kleinen Restbetrag noch von irgend einer Seite garantiert zu bekommen, soll die Gesellschaft gegründet und demnächst mit Kauf oder Pachtung eines geeigneten Gasthauses im Kreise der Anfang gemacht werden. Dieser Weg der Finanzierung dürfte sich auch in anderen Kreisen empfehlen. Wer für das Thema Interesse hat, dem sei die Lektüre der Zeitschrift „Gasthausreform“ empfohlen, die man durch Beitritt zum „Deutschen Verein für Gasthausreform“ in Stettin erhält. Und falls unser Vorstand, was ich nicht weiß, auf diesem Gebiete noch etwas weiteres tun will, so empfehle ich, den Weg zu beschreiten, den Ostpreußen mit Erfolg beschritten hat: nämlich in einiger Zeit eine erneute Versammlung aller Interessenten für Gasthausreform zusammenzurufen und dazu den Propagator der Idee, Herrn Reek, kommen zu lassen, der dazu sehr gern bereit ist, um unter dessen sachverständigen Beirat womöglich irgend einen Zusammenschluß aller in Schlesien bereits bestehenden oder beabsichtigten Gründungen herbeizuführen, einen Zusammenschluß mit dem Ziele, schließlich eine schlesische Zentrale für Gasthausreform zu erhalten, die mit vereinten Kräften Gründung an Gründung reihen könnte.

Meine Herren, unser verehrter Geschäftsführer Herr von Brodhusen hat im vorigen Jahre die Geburtsstunde unseres Provinzialvereins für Wohlfahrtspflege mit dem Rosenggerischen und von Professor Sohnrey adoptierten Motto begleitet: „Warum sollte es nicht möglich sein, die besten Dinge unserer Zeit mit dem ländlichen Leben zu vereinen!“ Lassen Sie mich dieses Leitwort zum Schluß auch über die Gasthausreform setzen. Die besten Dinge unserer Zeit für das ländliche Gasthaus!

v. J a s t r o w.

Insula sacra

Von Dr. Aust, Hermsdorf-Kynast.

Insula sacra? Wo liegt sie? Was hat es mit ihr für eine Bewandnis? Ist sie ein verlassenes Eiland, eine Opferstätte aus altersgrauer Zeit? Liegt sie im sonnenverklärten Süden mit duftenden Gärten und goldenen Früchten? Oder etwa im Morgenland, wo Palmen ihre Fächer spreizen und weiche Meereslüfte wehen? Ist sie ein meerumrauschter letzter Garten, der den Toten gehört? Oder gar die fabelhafte insula utopia? Nein, nichts von alledem, sie ist nirgends und überall, Du trägst sie in dir selbst. Von Alters her hat es eine solche gegeben, wenigstens von der Zeit, wo der Mensch Mensch wurde. Sie ist der kost-

barste Besitz, der erworben werden kann, wenn man reich ist, und je reicher man ist, desto glänzender sieht sie aus. Aber nicht reich an Mammon, sondern reich an innerer Kraft, an Seele. Bettelarm ist der begüterteste Mensch, wenn ihm der innere Reichtum fehlt. Insula sacra, in der Millionenstadt kannst du liegen, von Kunst und Leben umrauscht und durchbebt, aber auch draußen im letzten Winkel der Welt. Der eine findet dich in Berg und Wald, ein anderer in fruchtschwerer Ebene, in Moor und Heide oder in endloser Steppe oder am grenzenlosen Meer. Man findet dich dort, wo Außenwelt und Seelenstimmung ein Ganzes geben; das Leitmotiv ist die Heimat. Am häufigsten streben Künstler nach diesem sonnigen Eiland und preisen sich glücklich, wenn ihnen das Schicksal nicht den Weg vertritt. Der glücklichsten einer war Karl Stieler, der oberbayrische Dichter, der in Tegernsee in einem kleinen Haus „dicht unterm Waldeshügel“ seine insula sacra fand. Seine stärksten Wurzeln wie die feinsten Fäserchen seines Herzens standen in dem Boden dieses kleinen Besitzes, und der ganze Tegernseer Gau gehörte ihm geistig. Das Winteridyll, sein stärkstes Werk, offenbart uns alles. Auf der Pointe drunten liegt seine Insel, von Sommerblüten überschüttet oder von Eisblumen umschlungen, von hochragenden Bäumen behütet, von altem, unveräußerlichem Wald überragt, von klarer Flut umblaut, von stolzen Höhen bewacht. Des Dichters Geist ist noch in allen Räumen, neu angefaßt durch Dora Stieler, welches ihres Vaters Weg wandelt.

Aber auch wir Schlesier haben eine starke Heimat. Viele von uns gehen hinaus, die meisten kehren wieder zurück. Ja:

Die Welt, die fremde, lohnt mit Kränkung,
Was sich umwerbend ihr gesellt,
Das Haus, die Heimat, die Beschränkung,
Die sind das Glück, die sind die Welt.

(Fontane.)

Das Haus, die Heimat, die Beschränkung: insula sacra. —

Das eigentliche Dorf mit seinem frischen Leben liegt etwa eine Viertelstunde von meinem kleinen Haus. Die großen lichten Scheiben meines Atelierfensters lassen mich weit hinaus in meine schlesische Heimat sehen. Sabbatstille deckt das weite Land. Der Himmel scheint sich in Schnee auflösen zu wollen, in ruhigem Gleichmaß bewegt sich eine dichte, großflodige Schneemasse zur Erde, unbestimmtes Sonnenlicht gefangen haltend. Und diese lautlos fallenden, leuchtenden und doch undurchsichtigen Schneemassen beginnen leise zu tönen, lauter und schwächer, neue Akkorde und wieder andere, hell und dumpf. Die ehernen Stimmen der Gotteshäuser von Warmbrunn, Hermsdorf, Giersdorf und Petersdorf mahnen zur Andacht. Und unaufhörlich fällt der Schnee, lautlos, langsam, sonndurchlichtet, es ist, als fiele im Glockenton der Himmel zur Erde. — Es ist Sonntagmorgen — insula sacra. Eine ruhige, sternklare Nacht. Den Morgen hüllt kalter, dünner Nebel ein. Da schiebt ein rotgoldener Wollenballen sich über eine schwach sichtbare Bergwand, und dahinter, dem Monde gleich, eine fahle matte Scheibe. Die Sonne steht auf. Der Nebel fängt an zu glühen, zu kreisen, zu wogen, zu wanken, bis er in schwache Lichtschleier zerfließt. Da ward das Licht. Blendend schießen Sonnenpfeile über das ganze Land. Aber was ist das? Ein Märchenland? Ja, ein Wintermärchen. Seidenartig umspinnene Bäume stehen dentritengleich in die kältestarre Luft, der Rauch der Schornsteine säulenartig gefroren, und alles, was Gestalt besitzt, ist überstanden von farnkrautförmigen Schneegebilden. Das Nachtwort Rauch-

reif ging durch die Natur, und Schneekristalle standen. Wie viele? Wer wagt die Zahl auszudenken? — Aber der Neid sieht der Schönheit im Nacken. Auf der Koppe hoßt der Sturm, winzig klein, zu einem Knäul zusammengeballt. Noch steht alles in eisiger Pracht bei absoluter Luftstille unter klarem, grünlich-faltem Himmel. Die Windsbraut hat ihr Feld überschaut, die Flur ist reif. Ihr Heereshaufen drängt über den Kamm, Wolke türmt sich auf Wolke, und siehe, da draußen im weiten, lichten Kessel über dem Moorgrund dampft der Schnee. Ein sonlichtgefüllter, langgleißender Streifen, der wieder verschwindet. Ein neuer, breiter und länger, bis auf einmal die Windsbraut auf weißgoldener Welle daherbraust.

Die Windsbraut reitet auf fliegendem Schnee,
 Sie kämmt und kämmt ihn wie wogende See,
 Dann glättet sie alles mit platter Hand,
 Und ruhig liegt wieder das weiße Land.

Immer dunkler färbt sich das Gebirge, immer schwärzer werden die Wolken, einer geschlossenen Mauer gleich mit bizarrer sonnüberstrahlter Abschlußlinie. Der stundenweite Moorkessel ist eine Schneeflut, die näher und näher rückt, bis sie Hof und Haus mit Heulen umschlingt. Der Koppenturm ist da. Auf der ganzen Gebirgslinie sind Sturmbatterien aufgefahren, der Kampf ist los. Wildes Pfeifen, stöhnendes Rollen bis tief in die Nacht. Den Himmel spannt des Teufels Tuch, das ganze Land schlägt Wetterfluch. — Der dicke Rachelosen strahlt ruhig seine Wärme aus, und Glühlicht gießt starke Wellen über den trauten Raum. Wie stark die Natur ist!

Insula sacra.

Sturm und Nacht sind verschlafen. Die letzten Wolkenbatterien ziehen ab. Zerfetzt sind die dicken Schneepanzer der Berge, schwarz liegt das Land und schwarz spiegeln die Berge in den Wintertränen. Es weint die Welt. Die Sonne wagt kaum durch den steigenden Wasserdampf durchzusehen, teilnahmslos zieht sie ihren kurzen Weg. Mit blutrotem Gesicht und verwundert großen Augen lugt der Mond über den Horizont. In den ruhigen weiten Wasserflächen spiegelt er sein gutmütiges Antlitz, von seiner stillen Schönheit ist er längst überzeugt. Silberne Brücken sind geschlagen, alle Ecken und Kanten mit Silberstreifen umrandet, durch Fenster und Tür liegen Silberteppiche. Die Felsmassen der Schneegruben werfen lange Schatten in das weiße Grubenbett, und im verschwimmenden Licht tauchen Kamm und Koppe unter. —

Ja, was hat eigentlich das Wetter mit der Weiheinsel zu tun? wird mancher fragen. Die Antwort bleibe ich schuldig. Tausende von Menschen durchleben Tage, Monde, Jahre, ohne auch nur einen Augenblick die Natur empfunden zu haben, der wahre Naturfreund aber, insonderheit Dichter und Maler, leben mit ihr, in ihr. Der stillste Tag, die tiefste Einsamkeit und der verlorenste Winkel werden tausendzünftig beredt, und jedem geben sie nach seinem spezifischen Empfinden. Der Herdenmensch liebt ja auch die Natur, aber nur im Bruchteil zur Zahl seiner Mitläufer. Bene vixit, qui bene latuit: insula sacra, die Weiheinsel.

Sonntage eines großstädtischen Arbeiters in der Natur

Von C. Grottemitz

„März.“*)

Der Buchenwald vereinigte die Merkmale des Herbstes und des erwachenden Frühlings. Herr Tanzmann stapfte durch das rostbraune Laub, das den Boden mehrere Zoll hoch bedeckte und aus dem die silbergrauen Baumriesen ihre glatten Stämme kerzengerade in die Höhe streckten. Ihre vielverzweigten Kronen waren noch ganz kahl, und wenn man das Gesamtbild dieses Buchenwaldes mit seiner rostbraunen, raschelden Laubdecke und seinen hehtgrauen, blätterleeren Stämmen auf sich wirken ließ, so bekam man den vollen Eindruck des Herbstes. Aber Herr Tanzmann ließ sich nicht irre machen. Um diese Jahreszeit war er immer sehr poetisch gestimmt und wie ein Spürhund darauf bedacht, die Zeichen des Frühlings zu erspähen. Mit seinem scharfen Blick entdeckte er denn auch sehr bald hier und da ein liebliches, hell veilchenblaues Leberblümchen, das sein zartes Köpfchen auf langem, dünnem Stiele aus der Laubdecke hervorstreckte. Herr Tanzmann betrachtete diese Blume mit besonderer Zuneigung. Sie gab ihm die Gewißheit, daß die Vegetation jetzt mit Macht hervorbrach und sogar schon anmutige bunte Blumen erblühen ließ. Freilich konnte eine Blume, die mitten im dichten Walde wächst, nur

*) Das Buch, zu dessen eingehendem Lesen die hier abgedruckte Probe anregen soll, ist im Jahre 1909 im Verlag Hans Weber, Berlin (Buchhandlung „Vorwärts“) erschienen, unter dem Titel „Sonntage eines großstädtischen Arbeiters in der Natur“ (Preis 60 S.). Der Verfasser, Dr. C. Grottemitz, ist, allzu früh, im Jahre 1905, durch einen Unglücksfall seinem an Idealen und Arbeiten reichen Leben entrissen worden. Im Anfang der vier Jahre des vorigen Jahrhunderts stand er mitten im gärenden Literaturleben und nahm tätigen Anteil daran; den Hauptteil seines Lebens widmete er aber seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten. Als gründlicher, feinsinniger Schriftsteller, der besonders den weitesten Kreisen der nicht wissenschaftlich Gebildeten dienen wollte, genos er großes Ansehen wenigstens in einem kleinen Kreise der Kundigen. Das genannte Buch ist erst mehrere Jahre nach seinem Tode erschienen. Wilhelm Bölsche hat ihm eine treffliche Einleitung mitgegeben, in der er auch Wesen, Lebensgang und Lebensarbeit des Verfassers im Rahmen der allgemeineren Ereignisse und Probleme darstellt.

Dem Urteil Bölsches über das Wanderbuch von Grottemitz schließen wir uns an. Er sagt: „Ich glaube, daß es in der ganzen Literatur nicht leicht wieder so schlichte Naturschilderungen gibt mit scheinbar allereinfachsten Mitteln, wie in diesem Büchlein. Aber sie sind ein rechtes Beispiel zugleich, was das Wörtchen „schlicht“ eigentlich bedeutet. Wie das Arme und Elende gerade die Keimhülle sein kann, in der der Samen des künftig Großen und Befreienden steckt, so umschließt auch das Schlichteste in solcher Darstellung oft das allerischwerste, die allertiefste Arbeit und Kraft. In diesem anspruchslosen Büchlein hat seine ganze Persönlichkeit und sein Bestes an Kunst, Kraft und Wissen ein Mann gegeben, dem in sehr seltener Vereinigung zwei Fähigkeiten des Schauens und Widergebens zugleich verliehen waren. Es war ein Dichter mit den Mitteln eines solchen; zugleich aber war er durch starke, mühevollen Selbsterziehung nicht nur ein Naturfreund, sondern ein Naturkenner, ein Naturforscher. Er war noch ein drittes zu beidem. Er war ein Kenner und ein Freund des Volkes an der Stelle, wo der rote Geranientopf am bleichen Fenster blüht. Auch ihn hatte das Naturgefühl dort mit tiefer Nahrung erfüllt und zugleich mit dem praktischen Glauben, daß hier eine Glücks- wie Kraftquelle ersten Ranges gefördert und geschützt werden müsse. . . . Es ist nicht nur ein Buch für Lernende, sondern auch für Lehrer, die an ihm Methode lernen sollen.“

Ein rechter Augenöffner und Anreger zur Tat ist dieses Werk. Möge es recht vielen Sonntagswanderern ein Freund werden.

Wir benutzen die Gelegenheit, noch auf ein zweites „Wanderbuch“ hinzuweisen, die im Herbst 1910 bei Tamms in München erschienene Schrift „Wanderkunst — Lebenskunst“ von E. W. Trojan (Preis 1,50 M.). Auch dieses kleine Buch will frisch zur Tat anregen, aber durch theoretische Plaudereien, die vom Ästhetischen, Pädagogischen und Hygienischen handeln.



Zeichnung von R. Hanusch

zu dieser Jahreszeit blühen, wo die Bäume noch kein Laubdach besitzen, das alles am Boden Befindliche beschattet und erstickt.

Sie sehen daraus, lieber Herr Tanzmann, sagte der Wanderer zu sich, daß man die passende Zeit zum Blühen benutzen muß. Nachher kommt die Finsternis und die Nacht. In Groß-Berlin haben sie es freilich nun soweit gebracht, daß sie auch in der Nacht blühen. Dafür lassen sie aber dann auch am Tage die Köpfe und Nerven weß hängen wie vertrocknete Kohlrüben.

Nun sah er in einem Gebüsch von wildem Gaisblatt auch die zierlichen Anemonen in voller Blüte. Dabei schien die Sonne so mildwarm herab, daß Herr Tanzmann seinen großen Calabresehut vom Kopfe nahm und sich von den vielen Strahlen bescheinen ließ. Früh war leichtes Frostwetter gewesen, und weißer Reif hatte auf den Blumen gelegen. Aber die Sonne hatte ihn schnell aufgesogen und den Boden weich gemacht. Nun war daraus das lieblichste Märzwetter geworden, eine weiche milde Luft, die erschlaffte und beglückte, und die Sonne schien in zartem, sanftem Lichte aus dem weißverschleierte Blau des Himmels.

Den wirklichen Eindruck des Vorfrühlings bekam Herr Tanzmann aber erst, als er den Rand des Buchenwaldes erreichte, wo dieser in freies Feld überging. Am Waldrande entlang führte eine breite Fahrstraße mit tiefen grassbewachsenen Gräben. Hier brachen aus dem graugelben Rasen eine Menge grüner Stauden mit den mannigfaltig gestalteten Blättern hervor. Blüten hatte aber nur das Gäseblümchen, das den Graben mit freundlichen weißen Sternen zierte. Der Waldrand war ein sehr geeigneter Standplatz für eine Menge von Bäumen und Büschen, die im Buchenwalde selbst Licht und Luft genug gehabt hätten und anderswo dem mörderischen Beile des Menschen längst zum Opfer gefallen wären. In dem Waldrande bildeten sie eine dichte natürliche Hecke. Herr Tanzmann konnte bemerken, wie die Knospen von allen diesen Gehölzen schon lebhaft grünten. Die Haselnüsse hatten lange, blühende Räschen, und als er mit der Hand an einen Zweig faßte, brach eine gelbe Wolke von Blütenstaub aus den Räschen hervor. Ein fesselndes Bild bot eine alte graustämmige Espe, die dermaßen mit henilleähnlichen Räschenblüten bedeckt war, daß die Krone des Baumes wie mit rotbraunen Wollfranzen dicht und phantastisch umwickelt schien.

Den sollte man nach Berlin mitnehmen, sagte Herr Tanzmann, ihn auf der Friedrichstraße aufstellen und jeden raten lassen, was das sei. Wie würden sich die Berliner wundern, daß der Baum nicht aus Brasilien oder Japan stammt oder gar aus Siantshou, sondern von einem Waldrande der Mark Brandenburg.

Von der anderen Seite des Weges her, über den Blumen, erklang der unermüdlich trällernde Gesang der Lerchen. Die Tierchen schwebten hoch oben in der blauen Luft in kaum sichtbarer Höhe, und aus ihren Kehlen erscholl es wie ewiger Frohsinn und ewiger Frühling. In den Ackerfurchen liefen geschäftige Bachstelzen, mit den Schwänzchen auf und nieder wippend, dahin und suchten Insekten. Nun erklang auch noch der seltsame Refrain eines Finkenmännchens, das immer wieder auf einen entfernten Baum der Landstraße flog, sobald Herr Tanzmann in seine Nähe kam. Während der Gesang der Lerchen ein ununterbrochenes Trällern war, sang der Fink eine kurze Melodie und wartete dann eine Weile, um das Liedchen von neuem zu beginnen.

Seltfam, dachte Herr Tanzmann, könnte man nicht wirklich glauben, was die Dichter sagen, daß die Vögel nur dazu da sind, den Menschen Lieder zu singen? Aber am Ende waren in diesem Falle die Dichter profaischer als die Wirklichkeit. Daß die Vögel Liebeslieder singen, um ihre Geliebten zu betören, das ist ein tief künstlerischer Zug im Leben der Natur.

Die Fluren, an denen der Weg vorüberführte, waren teils Roggenfelder, deren junge Saat jetzt einem wunderschönen grünen Teppich glich, teils Sturzäcker, deren braune Schollen lange unregelmäßige Linien bildeten. Diese Acker schienen allen Pflanzenwuchses zu entbehren, als Herr Tanzmann aber näher zusah, fand er die Erde bedeckt mit den unzähligen unscheinbaren weißen Blüten des Hungerblümchens.

Da können Sie sehen, Herr Tanzmann, meditierte der Wanderer für sich, es kommt ganz auf den Standpunkt an. Hält man die Nase hoch, so sieht man nichts als ein leeres Feld, blickt man sich aber liebevoll herab, so jubeln Millionen blühender Existenzen einem entgegen — freilich Hungerblümchen!

An der anderen Seite ging der Wald allmählich in eine gemischte Formation über. Es waren viele Kiefern in die Buchen eingestreut, und diese letzteren waren, da wohl der Boden etwas magerer wurde, weniger stark entwickelt als vorher. Einzelne weißstämmige Birken und Ebereschen standen wie Unkraut dazwischen. In der Ferne hörte man einen Specht an einen Kiefernstamm klopfen. Und jetzt wäre er beinahe erschrocken. Mit krachendem Sprunge hatte sich ein Eichhörnchen von einem Ast zum anderen geschwungen, und als Herr Tanzmann nun in die Hände klatschte, konnte er die Akrobatenkünste des flinken Tieres betrachten, welches fliehend mit wunderbarer Geschicklichkeit von Ast zu Ast, von Baum zu Baume sprang. Als darauf fürchterlich schnatterndes Geschrei in der Luft ertönte, da wußte Herr Tanzmann schon genug, noch ehe er die Radaubröder sah. Aha, die wilden Gänse — natürlich! Er mußte wieder an die Frau Tanzmann denken, seine Mutter, die von Ende Februar bis Ende März, bei jedem neuen Zug von Wildgänsen sagte: Gib acht, was ich Dir sage. Nun kommt der Frühling ins Land! Er kam auch jedesmal wirklich, darin hatte sie recht; einmal früher, einmal später. Nun flogen die wilden Gänse, in regelmäßiger Keilform, ein Gänserich an der Spitze, schnatternd über den Himmelsbogen dahin.

Grüßt Andree von mir, sagte Herr Tanzmann, wenn ihr wieder in eure nordische Heimat zurückkehrt, und gewöhnt euch das abscheuliche Schnattern ab, das partout zum Frühling nicht paßt!

Besser paßte dazu schon das Gaukelspiel eines Fuchs-Schmetterlings, den die warmen Märztage zu einem vorzeitigen Ausfluge veranlaßt haben mochten. Er schien einer der windigsten Gesellen seiner Art zu sein. Ohne Beständigkeit sah er sich ein paar Gänseblumen am Wegrande an, dann flog er an Herrn Tanzmanns Nase vorbei und dann in weitem Bogen über den Weg und dann war er verschwunden. Er war absolut nicht mehr aufzufinden, obwohl Herrn Tanzmanns Augen ihre ganze Ehre einsetzten, ihn zu entdecken. Ohne Zweifel hatte er sich ins Gras geduckt, die Flügel mit den glänzenden Oberseiten zusammengeklappt, daß er aussehen mochte, wie ein welkes Blatt. Nun sollte ihn einer unter den tausenden von Blättern, die im Grase des Wegrandes lagen, herausfinden!

Beim Suchen im Grase bemerkte Herr Tanzmann, daß auch das kleine Getier schon lebendig geworden war. Schwarze Spinnen huschten über das gelbe Gras, und aus der Oeffnung eines kleinen sandigen Erdhügels trugen kleine geschäftige Ameisen Sandkorn um Sandkorn heraus.

Da wo der Wald zu Ende ging, stand ein altes Försterhaus, mit dem eine Gastwirtschaft und eine Schmiede eine kleine Ansiedelung bildeten. Der Garten des Försterhauses zeigte bereits die ersten Spuren der Bestellung. Er war sauber aufgeräumt und die Beete frisch gegraben. Aus dem schwarzen Erdreich guckten bereits die ersten Blätter der Erbsen und Radieschen hervor, die vor einigen Wochen gesät sein mochten. Herr Tanzmann mußte lebhaft an seine Kindheit denken, wo er jeden Tag einige junge Radieschenpflanzen ausgerissen hatte, um nachzusehen, ob sie schon eckreif wären. Ehe es aber wirklich soweit kam, waren gewöhnlich die Radieschen zum Entsetzen der Frau Tanzmann schon alle herausgezupft. Sie glaubte dann, die Engerlinge hätten sie abgefressen, setzte die Brille auf, was sie immer

bei feierlichen Gelegenheiten tat, und sagte: Es kommt eben, wie es kommt. Und kommt nichts, na so kommt eben nichts!

An den Rändern der Beete standen buschige Stachelbeersträucher, die bereits im zarten Grün der Blätter prangten. Die Johannisbeeren waren noch weit zurück, aber auch an den Klettersträuchern hatten sich die ersten kleinen Blätter aus den Knospentrieben abgewickelt. Das Auffälligste an dem Garten aber waren die schönen blauen Scyllablüten und die gelben Krokus; die anderen Zwiebelgewächse, die Tulpen und Hyazinthen, die Kinder wärmerer Gegenden, hatten nur eben erst ihre dicken Triebsprossen aus der Erde gesandt.

Das Försterhaus war mit Ephen umwachsen und von alten hohen Tannen umrahmt, die diesem Heim Sommer und Winter dasselbe malerische, ein wenig ernsthaftes Aussehen verliehen. Eine alte ehrwürdige Ulme, die an der Straße stand und die jetzt blühte, bot mit dem zarten hellbraunen Schimmer ihrer Nester ein merkwürdiges Gegenstück zu den düsteren Tannen. Herr Tanzmann stand bewundernd vor diesem alten Baume, dessen Krone jetzt, ohne daß sie Blätter hatte, doch vollständig dicht mit unscheinbaren, aber freilich sehr zahlreichen Blüten besetzt war.

Es ist doch seltsam, dachte Herr Tanzmann, daß niemand unsere Laubbäume zu ihrer Blütezeit malt. Sollten die Maler nie blühende Ulmen und Pappeln gesehen haben, oder sollten sie wissen, daß jeder, der so etwas auf dem Bilde zum erstenmale sehen würde, sagen könnte: Bäume mit rehsfarbenen, purpurnen und grauen Blättern! Der Kerl ist wohl verrückt!

In den Zweigen der Ulme führten ein paar schwarz-weiße Elstern ein fürchterlich skandalöses Gezänk auf, so daß die Späßen auf dem Staketenzaun des Försterhauses aufhorchten und ein paar Rotschwänzchen sich in die Dachluken flüchteten.

Das fehlt bloß noch, sagte Herr Tanzmann entrüstet, daß solches Galgenzeug hier noch die Singvögel und den Frühling vertreibt und entstellt!

Im ersten Frühjahr war er immer sehr empfindlich und verlangte nur leise Töne und leichte anmutige Farben. Es half ihm aber nichts. Raun war er aus der Ansiedelung hinaus, so vernahm er von neuem ein aufdringliches Schreien und Schnattern. Und in regelmäßiger Keilform, ein Männchen an der Spitze, zog ein neuer Schwarm Wildgänse nordwärts über den Himmelsbogen dahin.

Karl Schönherrs Tragödie eines Volkes „Glaube und Heimat“ *)

Rudolf Nulle

Kunst ist die rechte Hand der Natur.
Diese hat nur Geschöpfe, jene hat
Menschen gemacht . . .

Fiesco, II. 17.

Die Höhepunkte dieses Theaterjahres sind wohl unstreitig R. Schönherrs „Glaube und Heimat“, A. Schnitzlers „Der junge Medardus“, E. Staudens „Lanzelot“, S. Bahr's „Kinder“ und G. Hauptmanns „Die Ratten“. Von Hauptmanns neuestem Drama soll im nächsten Hefte eingehend gesprochen werden. Heute wollen wir dem Oberdeutschen Karl Schönherr verdiente Würdigung zuteil werden lassen. In Wien, am „Deutschen Volkstheater“ ist seine Tragödie mit ungeheurem Jubel aufgenommen worden. Nun hat das fernige, echt deutsche Stück seinen Siegeszug über die deutsch-österreichischen Bühnen begonnen. Auch im „Reich“ hat man es bereits mit großem Erfolge gegeben. Ein Werk wie „Glaube und Heimat“, das uns ewige Reichtümer der Kunst hineinragt und daher mehr als bloße landschaftliche Bedeutung beanspruchen darf, muß auch von dieser Stelle aus warm begrüßt werden.

Dramatiker wie Schönherr kommen selten. Er ist gleichsam der oberdeutsche Gerhart Hauptmann. Was er in früheren Werken („Sonnenwendtag“, „Erde“, „Karrnerleut“ und „Das Königreich“) versprochen, hat er uns jetzt geschenkt: Ein

*) Staadmann, Leipzig. 2 H.

echtes Kunstwerk, geboren aus künstlerischer Selbstzucht und heißem Mitgefühl. Die Deutschen, ob katholisch oder protestantisch, haben allen Grund, sich dieser starken, bis in den Kern gefunden Bühnendichtung zu freuen. Es ist zweifellos unvorsichtig und zeugt von Voreingenommenheit, hier von Tendenz oder gar von Rache zu reden.

Die Zeit, in der das Stück spielt, ist die Gegenreformation in den österreichischen Alpenländern. Kein Geschichtsschreiber hat die Leiden der lutherischen Bauern so lebendig und glaubwürdig zu schildern vermocht wie es der begnadete Dramatiker getan hat. Nicht in mächtigen Massenszenen, mit großem Aufwand von Personen, wie man aus dem Untertitel wohl schließen könnte, rollt dies denkwürdige Stück österreichischer Geschichte an uns vorüber. Mit unvergleichlicher Meisterhand stellt der Dichter einige einfache, urwüchsige Bauern vor uns hin; mit ihnen erleben wir das Schicksal eines ganzen Volkes. Die Macht des alten Glaubens ist in der äußerst charakteristischen Figur des Reiters verkörpert. Wir denken unwillkürlich an Schillers Schönheitslehre: „Das wahrhaft Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Notwendigkeit“ und staunen über die Lebensfülle und Naturwahrheit, die diesen Gestalten entströmt. Nicht ohne Grund setze ich eine Stelle aus dem Fiesco als Leispruch voran! Die Sprache dieser Menschen ist schlicht und wahr, voller poetischer Selbstverständlichkeit und Treue. Die Handlung schreitet mit zwingender, ich möchte beinahe sagen mit unheimlicher, beängstigender, am Ende doch befreiender Notwendigkeit vorwärts. Einige wollen in der Motivierung Schwächen entdecken. Doch wie klein, wie unwesentlich erscheinen die, wenn man genauer hinhört und das poehende Herz einer erschütterten Menschenseele vernimmt. Jedes neue Drama, das auf die Menge wirkt, aus dem der heiße Atem des Lebens schlägt, wird mit Zurückhaltung betrachtet und bald hört man: Theatralik! Was aber hier wie Theatralik anmutet, das sind leidenschaftliche Menschen, das ist ein Künstler, der seiner Mittel gewiß ist. Das ist echtes dramatisches Leben, das ist „Handlung“ im wahrsten Sinne.

Alt-Rott ist nur nach außen katholisch. Sein ältester Sohn, Christoph Rott, hat sich auch im Herzen für die neue Lehre entschieden. Doch hüten beide ihr Geheimnis, aus Furcht, die Heimat zu verlieren. Christophs Bruder, Peter, hat sich öffentlich zum lutherischen Glauben bekannt. Darum wurde er nach den Bestimmungen der Gegenreformation aus dem Lande gewiesen. Zerrissen, zerlumpt kehrt er, trotz strengen Verbotes, wieder in die alte Heimat zurück. Doch die Angehörigen dürfen ihn nicht aufnehmen. Bekennermut und Heimatliebe brechen den starken Mann.

Der wilde Reiter, eine genial erfundene Gestalt, führt das Ausweisungsverbot mit fanatischer Gewissenhaftigkeit durch. Morgen müssen alle Reiter das Land verlassen. Die Sandpergerin soll zuvor ihre Bibel herausgeben. Sie verteidigt ihren Schatz und wird dabei zu Tode verwundet. Sterbend stürzt die Blutende in Rotts Stube. Da kann Christoph sich nicht mehr halten. Laut bekennt er sich zum neuen Glauben. Nun muß auch er die Heimat verlassen, der treue Bauer verkauft schweren Herzens sein altererbtes Anwesen.

Die Sandpergerin wurde auf dem Schinderanger begraben. Da schreit der alte Rott dem Reiter das Bekenntnis ins Gesicht: „Ritterreiter! Bin auch so einer! Ein evangelischer Christ!“ Und der todfranke Alte geht voraus ins fremde Land, daß er ein ehrlich Grab finde. Beim Sandperger siegt die Heimatliebe; er schwört ab, um auf seinem lieben Giltl bleiben zu können. Christoph Rott bleibt aufrecht. Sein Weib, obwohl katholisch, will hingehen, wo ihr Mann hinget. Mit ihr und seinem lebhaften, gesunden Jungen, dem Spas, will Rott eine andere Heimat suchen.

Ein neues Verbot bringt neue Pein: Die unmündigen Kinder müssen im Lande bleiben. In der reinen Lehre sollen sie erzogen werden. Aber auch hierfür weiß der glaubensstarke Mann Rat. Er will allein gehen. Mutter und Sohn bleiben. Sie folgen dem Vater nach, bis Spas großjährig geworden ist. Doch vom Zurückbleiben weiß der leichtaufbrausende Junge noch nichts. Der wilde Reiter kommt, die Eltern auszutreiben. Spas soll mit Gewalt zurückgehalten werden. Das „Hitzköpfel“ entflieht dem Reiter und stürzt sich in den Mühlenbach. — Rott bringt seinen lieben „Wildling“ als Leiche. Zwischen Bauer und Reiter beginnt ein fürchterliches Ringen. Der Reiter unterliegt, Rott holt zum Mörderstreich aus,

Da durchzuckt den Knieenden die Erinnerung an Christi Lehre von der verzeihenden Liebe. Er erhebt sich langsam: „Christi Gebot geht nit auf Blut“. Reuehend, unter dem Druck einer ungeheuren Seelenkraft, das Gesicht dem Reiter abgewandt, streckt er ihm die Hand hin: „Da . . . mein' Hand! Wer will, der kann sie nehmen.“ Der Reiter tastet, in der Tiefe erschüttert, nach der Hand. Dann geht Rott mit dem toten Kinde und seinem Weibe einer ungewissen neuen Heimat zu. Der Reiter sieht ihnen nach, bis sie verschwunden. Dann stemmt er sein Schwert auf den Boden und tritt es mit einem wilden Tritt mitten entzwei . . .

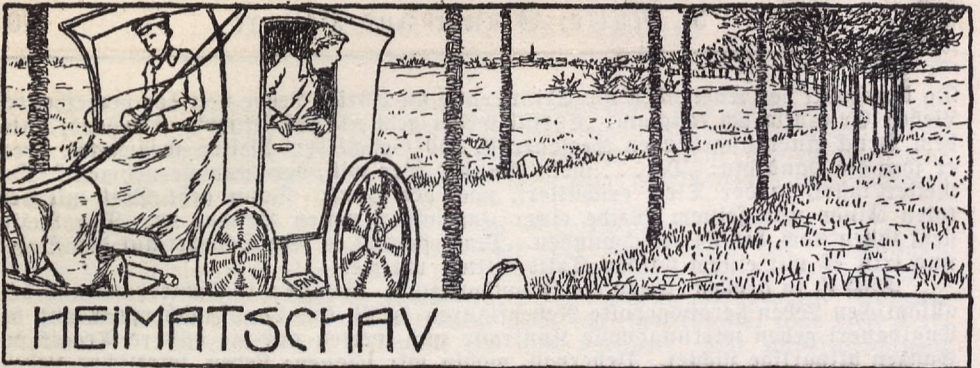
Dies ist in großen Zügen die Haupthandlung. Einige mit Dichterhand aus dem alltäglichen Leben herausgeholtte Nebenfiguren (z. B. das Landstreicherpaar und der Englbauer) geben wirkungsvolle Kontraste und werfen auf die düstere Tragik des Ganzen blickartige Lichter. Ueberpall, wohin wir schauen: Leben, wirkliches Leben! Aber Leben in dichterischer Konzentration. Kein Wunder, daß Schönherr's Drama mit dem Grillparzerpreise ausgezeichnet wurde.

Suchen wir nun der eigentlichen Bedeutung unseres Leispruches näher zu kommen! Durch Dichtungen starken, allgemein menschlichen Gehaltes, durch reine Kunstwerke werden Gemüt und Geist des Menschen günstig beeinflusst und hohe sittliche Werte geschaffen. Ist doch nach Schillers Bekenntnis und Vermächtnis das Schönheitsgefühl die Triebfeder jeden Fortschrittes. Schönherr's Drama „Glaube und Heimat“ gehört, soweit wir heute zu schauen vermögen, zu den Kunstwerken, die da mithelfen, aus bloßen „Geschöpfen“ starke, denkende Menschen zu machen.

Und nun zum Schluß! Gerhart Hauptmann hat uns vor nicht langer Zeit seinen tiefinnerlichen Christusmann geschenkt. Karl Schönherr hat uns die lebenswarme Tragödie eines Volkes gebracht. Und viele andere, die ich nicht alle nennen kann, bieten uns wertvolle Gaben deutschen Künstlergeistes. Und wir? Schiller möge uns raten: „Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst sein. Dem edleren Menschen fehlt es weder an Stoff zur Wirksamkeit, noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu sein.“ Drum geh hin und lies, was Dichterreichthum uns beschert, verbreite, was höheres, edleres Menschentum in uns erweckt, und du wirst die Freuden des Schaffens empfinden!



Zeichnung von Eimbal



Dichtung und Mundart

Nekreime aus dem Riesengebirge

Ein Sommermorgen in einem Bergsdorfe. Verlassen liegt die Dorfstraße da, kein Gefährt eilt auf ihr dahin, die Kinder sind in der Schule, die Erwachsenen arbeiten draußen auf dem Felde. Da guckt durch die Stafeten eines Zaunes ein kleiner Blondkopf, hemdsärmelig und barfuß. Die Straße hinab und hinauf kann nichts seine Blicke besonders fesseln; da hat er endlich drüben im Garten des gegenüberliegenden Hauses etwas entdeckt, was seine Aufmerksamkeit nun in Anspruch nimmt. Dort spielt im Sande Nachbars Evchen. Lange blickt er ihrem Treiben zu; noch hat sie ihn nicht entdeckt, da schallts plötzlich hinüber:

„Adam und Eva
Gingen nach Hefa.
Adam hoat a Topf zerichloan,
Eva muß de Scherba troan.“

Da guckt das Flacksköpfchen drüben auch auf, nimmt sich aber die Nekerei nicht sonderlich zu Herzen und entgegnet frisch:

„Fritze, der Schütze
von Rosenstockfütze
Von rotem Toback
Steckt a Fritze ei a Sack.“

Aber Fritschen gibt sich nicht geschlagen. Gleich fliegts hinüber zu Krauses Evchen:

„Wo wohnt der Nupper Krause?
Dimma ei dam Hause,
Wo die schienen Gansla stürza
Und die hibjscha Madel siba.“

Solche Verse, oft 10 bis 20 Zeilen lang, mögen nicht selten in derartigen Situationen ihren Ursprung haben, dabei im Anfang gewiß meistens nicht mehr als zwei Verszeilen lang, bis kundige Mäusenöhne unter der Dorfjugend neue Zeilen anfügten. Die Zahl ähnlicher,

im Volke erhaltener Nekereien ist außerordentlich groß. Nur solche, die im Riesengebirge noch bekannt und gebräuchlich sind, sollen hier Erwähnung finden.

Da heißt es z. B.

„Du Dieb, du Dieb, du Todakooop,
Du hufst gestohl'n mein'n Tobackkooop.
Ich hoas gesahn, ich hoas gesahn.
Du mußt an Taler Strofe gan.“

In Giersdorf, wo ich diesen Vers bei Schulkindern fand, faßten sich je zwei Jungen kreuzweis an den Händen und gingen, dies in monotoner Weise singend, auf und ab. Kleinen Kindern sagt man zuweilen zur Kurzweil, dabei auf die Finger der Hand zeigend, folgendes Verschen:

Doas ist dar Leich, (Sandteller)
Dar purzelt nei,
Dar zeucht'n naus,
Dar treucht'n ab,
Dar schaff't'n heem,
Und dar fleene Pummer soats
dabeem.“

Einen beliebten Anknüpfungspunkt bei Nekereien bilden, wie schon angedeutet, die Vornamen. So muß es eine Anna sich gefallen lassen, daß hinter ihr her gerufen wird:

Annula, mei Mannula
ging mit mer eis Durf,
Doa singen die Vogel,
doa klappert der Sturch.
Doa tanzt die Maus,
Doa fiedelt die Maus,
Doa huppt dar Frosch
zum Fenster naus.
Huppt a uff a Steen
broach a sich a Been,
Ging a zum Dufter,
ließ a sichs heeln,
Hoat a kee Geld,
huppt ar eis Feld,
Huppt ar eis Vooch,
Dufter anooch.

Schmiez ihm dar Ducker
Pech eis Booch."

Einer Selma gehts nicht besser, allerdings kommt sie etwas kürzer dabei weg:

"Selma, Kuntelma,
Kuntita, Kuntelma,
Die krummbeinige Selma."

In Stonsdorf fand ich bei einem kleinen Mädchen folgendes neckische Sprüchel:

"Meine Mutter soate:
Gieh mal noch Soalocate.
Gieh mer nich eim Mondenschein,
Wenn die Jungen eim Hemde sein."

Das folgende Geächtchen ist wohl als Neckreim auf einen Stotterer entstanden und macht sich darüber lustig, wie dieser im Laden Tabak kauft: "Gu'n Tag o, gu'n Tag o." — "Schön Dank och, schön Dank och." — "Ich mechte für'n Dreier — für'n Dreier — an Rot Schnupptobak, Schnupptobak, vom besta, vom besta." Er nahm seine Ware, bezahlte und ging seiner Wege. Als der Krämer neikam eis Stübel zu jenner Haune, doa soat ar: "Doas woar goar a närrisch' Kerl, a närrisch' Kerl, doar soate, doar soate valls zweemoal, valls zweemoal". Eine große Rolle spielt bei diesen Neckreimen natürlich auch der "Schak". So hört man in unseren Gebirgsdörfern etwa folgenden Vers:

"Meine Mutter hoot gesoat:
Heirat keene Bauersmoad,
Heirat eene aus der Stoadt,
Die an grukes Frekela hoat."

Oder:

"Druba uffm Barge
Doa stiecht a schienes Haus,
Doa guckt valle Tage
An ale Jumper naus.
Se läßt de Tichlan fliega,
An reichen meecht se kriega.
Wenn se noch nich reich sein,
Wenn se och hibisch und fein sein."

Mädchen rächen sich, wenn sie von Jungen gar zu sehr geärgert werden, wohl durch den Spotttruf:

"Wo ist denn dein Schak geblieben?
In Berlin, in Berlin,
Wo die hübschen Mädchen sind.
Mädchen, das sind holde Engel,
Knaben das sind große Bengel.
Mädchen komm'n ins Himmelreich,
Knaben in den Pulverteich."

Nicht nur Personen, auch ganze Dörfer müssen sich solche Neckereien gefallen

lassen. Besonders interessant erscheint da der aus den 40er Jahren des vor. Jahrhunderts stammende Neckvers auf die Erdmannsdorfer:

"Ei Atendurf (Erdmannsdorf) werd
a Turm gebaut
Aus Puttermilch und Sauertraut.
Der Turm, dar kriegte Ritze,
Doas merkte Schulza Ritze.
Die Ritze wurden goar zu oarg,
Doa fiel der Kirchturm ei a Duarg."

Tatsächlich stürzte der Turm der Erdmannsdorfer Kirche, die Friedrich Wilhelm III. für die Zillertalser erbauen ließ, kurz vor seiner Vollendung ein. Während dieses Verschen noch in vielen Dörfern des Gebirges geläufig ist die Kenntnis der zugrundeliegenden Tatsache fast völlig verschwunden oder wird mit anderen Ereignissen vermischt. Und leider scheinen auch die Neckreime selbst nicht mehr die zählbaren Volksurkunden zu sein, als die sie sich bisher oft erwiesen haben. In unseren Gebirgsdörfern wenigstens scheint es, als sollten die frischen, urwüchsigen Kinder- und Volksreime von den faden Operettentexten und ähnlichen modernen Brettprodukten in den Hintergrund gedrängt werden.

Es taucht in meiner Erinnerung eine Episode aus einer Erzählung der schlesischen Dichterin Margarete v. Renz auf: Auf der Dorfstraße springen die rotbäckigen Mädel und Jungen über die Pfützen und rufen bei jedem Sprunge vergnügt die so geistlosen Worte aus dem französischen Unflütendrama "Die Dame von Maxim": Hoppla, Bata siehts ja nich! — Sollte ähnliches der Ersatz für die verloren gehende Volkspoese werden? Alfred Berger

Rosalie Koch. Zu ihrem hundertjährigen Geburtstag, 1. März 1911.

Im Jahre 1834 erschien bei Bader in Essen ein Bändchen Kinderlieder, die so gut gefielen, daß der damals beliebte Liederkomponist Nadelmann eine Anzahl von ihnen in Musik setzte. Sie fanden eine weite Verbreitung und machten den Namen der Dichterin, Rosalie Koch, bekannt. Es war dies ein junges Mädchen in der Kreisstadt Pauer in Schlessien, die Tochter eines Steuerbeamten, der vorher in Hannau angestellt war, woselbst Rosalie am 1. März 1811 das Licht der Welt erblickte.

Als der Vater kränkelte, sich früh pensionieren lassen mußte, die Vermögensverhältnisse der Eltern nicht eben günstig waren, stieg in Rosalie der Wunsch auf, irgend etwas zu unternehmen, um die Stütze der Eltern zu werden. Damals bot sich hierzu nicht die Gelegenheit wie heute. Die Grenzen, die die Berufstätigkeit der Mädchen einschränkten, waren eng gezogen. — Da kamen Rosalie die Pieder der gefeierten vaterländischen Dichterin Agnes Franz in die Hand. Das junge Mädchen begeisterte sich für die schlesische Sappho und feierte sie in schwungvollen Versen, die sie ihr überlieferte. Agnes Franz, die hohe dichterische Veranlagung der „jungen Musenschwester“ erkennend, forderte diese auf, sich weiter zu versuchen. Rosalie Koch tat dies, und es erschienen jene Pieder unter dem Titel „Blumenkörbchen“. Die Sammlung wurde von der Kritik sehr günstig beurteilt als für die Kinderwelt geeignet, „da sie zart, vortrefflich und wahrhaft kindlich“ sei. Als die Perle dieser Gedichtsammlung ist „Der Weinstock“ zu bezeichnen, in welchem die Dichterin das Leid des Lebens in ebenso poetischer wie christlicher Auffassung hinzustellen weiß.

Bald nach dem Erscheinen dieses ersten Büchleins trat die Dichterin bei einem Besuche in Posen mit verschiedenen geistig hochstehenden Personen in Beziehung, durch die sie neue Anregung erhielt. Eine dieser Persönlichkeiten, Hauptmann Dr. Wilhelm Förster, der Adjutant des Prinzen August von Preußen, riet der Dichterin, sich der Jugendschriftstellerei, ein Feld, das damals noch wenig bebaut war, zu widmen. Rosalie Koch versuchte sich sofort und die erste günstige Aufnahme ihrer Bücher: Immortellen, Rübezahls Märchen, Winterfreuden, Maiblümchen u. s. f. zeigten, daß dies das Gebiet sei, auf dem sich die Dichterin fortan betätigen solle. Die „Schlesische Zeitung“ vom 16. Februar 1834 sagt von den „Maiblümchen“, welche Rosalie Koch der Prinzessin Marie von Preußen, der Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen und nachmaligen Königin von Bayern, gewidmet hatte: „Diese Erzählungen und Gedichte für die gebildete Jugend sollten in keiner Jugendbibliothek, in keiner Gemeindebibliothek fehlen. Das Märchen „Die gute Christel“ hat etwas so Einfaches und kindlich Poetisches wie man es in unserer überreizten Poesie kaum für möglich hält. Man muß wirk-

lich als großgewordener und verständiger Mensch so etwas lesen, um zu sehen, ob man noch Fühlfäden hat für diese reinen Gebilde der Poesie.“ In der Folge versuchte sich Rosalie Koch an Parabeln, die gleichfalls Bewunderung fanden, doch blieb ihre Hauptdomäne die Erzählung für die reifere weibliche Jugend. Als Thetia von Gumpert im Jahre 1852 das heute noch bei Flemming in Glogau erscheinende Töchteralbum herauszugeben begann, wurde Rosalie Koch eine der eifrigsten Mitarbeiterinnen. Unzählige Erzählungen, alle eine kirchlich christliche Lebensauffassung vertretend, finden sich in diesen ungemein verbreiteten Jahrbüchern für Mädchen.

Als die Eltern, die zu unterstützen Rosalie Koch durch die Erträge ihrer Schriftstellerei in der Lage war, gestorben waren, schritt die unermüdblich tätige Dichterin daran, sich noch ein weiteres Feld der Tätigkeit zu schaffen. Im Verein mit einer Gesinnungsgenossin, der Hernhuterin Marie Schaffer, als Schriftstellerin weithin bekannt unter dem Namen Marie Gutberg, gründete sie im Jahre 1850 in einem Hause der Königsstraße zu Jauer eine Mädchenerziehungsanstalt, die mit neun Schülerinnen begann, es im ersten Jahre bereits auf sechszunddreißig brachte. Obwohl sie kein Examen gemacht, verstand Rosalie Koch nach dem Urteile eines noch lebenden Herrn, der an ihrer Anstalt als Lehrer gewirkt, sehr gut zu unterrichten und trefflich auf die Kinderseelen einzuwirken. Derselbe Herr schildert die Dichterin als eine energische, ernste Dame, die gleichwohl die Herzen gewann, da sie durchaus gerecht war. Besonders liebten es die Mädchen, wenn sie die Handarbeitsstunde dadurch kürzte, daß sie ihnen Erzählungen vorlas. Denn trotz der Anforderungen, die die Anstalt an sie stellte, war die Dichterin ungemein tätig, so daß die schaffensfrohe Feder niemals ruhte. In der Gesellschaft war Rosalie Koch wegen ihrer glänzenden Unterhaltungsgabe sehr beliebt, und sie war auch gern bereit, ihre Muse für Gelegenheitsgedichte sich entfalten zu lassen.

Bis 1868 standen die beiden Damen ihrer Erziehungsanstalt vor, bis andauernde Kränklichkeit sie zwang, diese mit 100 Schülerinnen in andere Hände übergehen zu lassen. Sie bestielten jedoch ihren Wohnsitz in Jauer, und aus dem stillen Heim gingen nach wie vor anregende Erzählungen für die weibliche

Jugend hinaus auf den Markt des Lebens, um freundliche Aufnahme zu finden. Später trat bei Rosalie Koch ein schweres Geberleiden auf, das am 26. August 1880 ihren Tod herbeiführte. Auf dem protestantischen Friedhofe zu Jauer fand sie ihre letzte Ruhestätte auf jenem alten Teile desselben, der „Der Garten“ heißt. Ihr Vermögen bestimmten die beiden Schriftstellerinnen Rosalie Koch und Marie Schaffer zu einer Koch-Schaffer-Stiftung, aus deren Erträgen eine bedürftige ehemalige Schülerinnen ihrer Anstalt unterstützt werden sollen.

Ueber den Tod der gelehrten Schriftstellerin schrieb die „Schlesische Zeitung“ vom 28. August 1880: „Die namentlich in den Kreisen der lefebegierigen weiblichen Jugend so beliebte Schriftstellerin Rosalie Koch ist, wie der „Nieder-schlesische Anzeiger“ meldet, am 26. ds. in Jauer gestorben. Ihre Arbeiten^{*)}, die zum größten Teil bei Flemming in Glogau erschienen sind, haben eine weite Verbreitung (auch durch Uebersetzung ins Französische, Englische, Schwedische und Holländische) gefunden.“

Silesia (A. Siebelt)

Gläserische Literaturgeschichte.

Den Anteil der Grafschaft Glatz an der deutschen Literatur zum ersten Male in einer selbständigen Monographie dargestellt zu haben, die von nun an auch der wissenschaftlichen Forschung als Vorarbeit dienen kann, dieses Verdienst hat sich der Reisser Gymnasialprofessor Dr. Paul Klemenz erworben mit seinem soeben erschienenen Buche: „Der Anteil der Grafschaft Glatz an der deutschen Literatur“. Glatz, Komm.-Verl. d. Arnestus-Druckerei 1911. (1,50 M.) Die Zahl solcher literarhistorischer Werke, die einzelne Stämme und Landesteile behandeln, ist bereits eine recht stattliche (vgl. Ad. Bartels, Handbuch z. Gesch. d. dtsh. Lit. S. 10); freilich vermissen wir darunter immer noch eine zusammenfassende und bis zur Gegenwart reichende Literaturgeschichte unserer Heimatprovinz, so sehr auch August Kahlert's 1835 erschienene, leider nur allzu gedrängte Uebersicht von „Schlesiens Anteil an deutscher Poesie“ schon längst in diesen 76 Jahren eine ausführlichere Bearbeitung und Fortsetzung verlangte.

^{*)} Beinahe sämtlich zu finden auf der Königlichen und Universitätsbibliothek zu Breslau.

Denn daß Schlesien vielleicht vor allen anderen deutschen Landen eine besondere Darstellung seiner Literaturgeschichte beanspruchen darf, das hat schon Kahlert's schmales Bändchen unwiderleglich bewiesen. Einen mutigen Anfang, diese Lücke zu füllen, hat Klemenz gemacht, und für das 19. Jahrhundert ist sein Buch in der Tat die lang ersehnte Fortführung von Kahlert, soweit eben die Grafschaft Glatz in Betracht kommt. Für die neuere Zeit der Gläserischen Literaturgeschichte hat er ein nahezu vollständiges, sehr sorgfältig gesammeltes Material beigebracht; den früheren Perioden hingegen wird eine eingehendere Benutzung der vielen, teilweise noch garnicht erschlossenen Quellen noch eine ganze Reihe von Namen zuweisen können, namentlich wenn die Forschungen Gustav Bauchs, des besten Kenners auf dem Gebiete des schlesischen Humanismus, einst abgeschlossen sein werden. Es wäre ungerecht, dieses Manko einem wissenschaftlichen Arbeiter allzu hoch anzukreiden, der, wie Klemenz, nur mit vielen und großen Unterbrechungen das auf den Breslauer Bibliotheken und Archiven aufgeschäufte Material in knappen, seiner Berufsarbeit abgemessigten Stunden zu durchforschen in der Lage war. Und andererseits bieten seine Ausführungen über die älteren Dichter so wenig Angriffspunkte für den Fachmann, daß sie vollaus entschädigen für jenen Ausfall an einem Duken Namen, an denen die Bibliographie wenig, die Literaturgeschichte nichts verliert. Ich möchte hier u. a. kurz darauf hindeuten, daß Prof. Klemenz meines Wissens als Erster den unanfechtbaren Beweis für die Zugehörigkeit des Dietrich von Glatz zur Grafschaft erbracht hat, jenes mittelhochdeutschen Dichters, den sein Entdecker und Herausgeber Fr. H. v. d. Hagen (1850) und auch Karl Weinhold in irrthümlicher Deutung seiner Namensform: Dietrich von der Glezze der Stadt Glatz zugeteilt haben. Eine Anführung von K.'s sichtlich und einleuchtenden Gegenargumenten würde in eine wissenschaftliche Fachzeitschrift gehören; den Lesern der „Heimatsblätter“ wollte ich hier nur im Vorübergehen ein Beispiel von des Verfassers ernster und solider Arbeitsweise geben.

Ebenso wenig können wir hier die von K. behandelten Dichter Revue passieren lassen. Es steht zu hoffen, daß nicht nur unsere gläserischen Landsleute, sondern auch recht viele in der größeren Heimatprovinz das frisch und anregend ge-

schriebene Büchlein einmal zur Hand nehmen werden; manch interessantes und ungewöhnliches Lebensschicksal wird er da verfolgen können — der Verfasser ist auch den äußeren Umständen und vielfach verschlungenen Wegen seiner Leute mit sichtlicher Liebe nachgegangen — und gut gewählte Proben lyrischer Erzeugnisse unterbrechen häufig belebend den Text. Die Zahl derjenigen Grasschaffer, die sich in der Literaturgeschichte einen Namen erworben haben, ist verhältnismäßig klein, wenigstens im Hinblick auf den oben bereits hervorgehobenen großen Anteil, den das übrige Schlesien an deutscher Dichtung aufzuweisen hat. Dazu kommt, daß gerade mehrere von ihnen (wie der Graf Otto v. Haugwitz, Fr. Wilh. Riemer, Fr. Albrecht, Titus Ulrich u. a.) nur durch den Zufall ihrer Geburt mit der Grasschaft verknüpft sind, ihre eigentliche Wirksamkeit jedoch außerhalb ihrer Heimat entfaltet haben, und diese selbst auch fast nie als Hintergrund ihrer Dichtungen zu finden ist. Sollte also die Arbeit nicht auf eine bloße chronologisch geordnete Aufzählung von Namen und Titeln hinauslaufen, und sollte den etwa drei bis vier Vertretern, die wegen des dialektischen Gewandes oder des landschaftlichen Rahmens ihrer Erzeugnisse als wirkliche Heimatkünstler gelten können, nicht ein ungerechtfertigt breiter Raum in der Darstellung gewidmet werden, so war die eigentliche Aufgabe darin zu suchen, den Zusammenhang aufzuweisen, in dem das dichterische Schaffen der zu behandelnden Männer mit der allgemeinen literarischen Richtung des betreffenden Zeitalters steht. In diesem Bestreben ist Prof. Klemenz durchweg glücklich gewesen, und selbst Namen, deren Träger am literarischen Himmel als Sterne mit recht hoher Klassennummer bescheiden leuchten, gewinnen dabei eine gewisse Rundung und Fülle.

Am Ende der Reihe ist noch ein Name zu nennen, von schwerem Klang und dunkel lastend wie die Tiefen, in die das Werk des größten altsächsischen Dichters aller Zeiten uns unaufhaltsam hineinreißt: Hermann Stehr. Fast ein Sechstel des ganzen Buches ist ihm eingeräumt, diesem Riesen, der alle Grasschaffer vor ihm und noch ein ganzes Blachfeld wimmelnder Literatur „größen“ dazu mit seiner unvergleichlichen Kunst überschattet. — Das Kapitel „Stehr“ war offenbar das schwierigste der ganzen Arbeit für den Verfasser, trotz der gerade hierfür reichlich fließenden Quellen. Man

merkt seinem Bemühen um eine objektive Würdigung dieser seltsamen Erscheinung eine gewisse innere, zuweilen auch offen eingestandene Ratlosigkeit an, die angesichts der tief schürfenden psychologischen Arbeit Stehrs die wunderliche Frage nicht zu unterdrücken vermag: „Wer gibt dir die Gewißheit, daß dem wirklich so ist? Ist das wirklich ein „Sellschens bis hinter die neunte Haut“ oder „dichterische Fiktion?“ — Doch das soll uns nicht hindern, auch hier die ehrliche Arbeit des Verfassers, wie überall im ganzen Buche, anzuerkennen und ihm gleichen Grades ehrlichen Dank dafür zu zollen.

R. D e d o.

Geschichtliches

Aus Breslaus Vergangenheit

Kürzestes Zwiegespräch zwischen Friedrich Wilhelm III. und einem Breslauer Studenten. — In den Zeiten der uneingeschränkten akademischen Freiheit hatten die Studenten in Breslau, wie in anderen Universitäts-Städten, sich mancherlei Vorrechte angemacht: sie beanspruchten u. a. den Bürgersteig für sich. Wenn der Student, mit dem Fieber, den er stets mit sich trug, das Trottoir vor sich absetzend, langsamen Schrittes dahinbummelte, gingen ihm die Bürger gewohnheitsmäßig im Bogen aus dem Wege. Friedrich Wilhelm III., der bekanntlich, um sich die Anrede-Titulaturen zu ersparen, zumeist in kurzen Infinitiven zu sprechen pflegte, schritt eines Tages in Zivil die Schweidnitzer Straße entlang — da kommt ihm, mit dem Schläger fuchtelnd, ein Student entgegen und weicht vor dem vermeintlichen Spießbürger nicht aus der Mitte — unwirrig schreit ihn der König an:

„Was sein?“

„Student sein!“ (Antwort.)

„Narr sein!“ (Schluß.)

Erinnert lebhaft an den Rat der hl. Schrift: Eure Rede sei ja, ja, und nein, nein! Das Uebrige ist unnötig! —

(Freundlich mitgeteilt von Herrn Pfarrer Buschmann in Rammig, nach einer verbürgten Familienüberlieferung.)

Schlüssel der Jüngere

In der „kommunistischen Verschwörung“ zu Warmbrunn, die ein überspannter Tischler in diesem Badeorte mit einem halben Duzend von Arbeitern

Anno 1845 ins Werk setzte, werden an erster Stelle der Fabrikbesitzer Schlöffel aus Eichberg und der „Rote Wander“ in Hirschberg genannt, über die beim Zentennarium des Geburtstages Wanders im Jahre 1903 ein mehreres geschrieben worden ist. Ueber die beiden wissen wir also Bescheid. Weniger bekannt dürfte sein, wie Schlöffels Geist in seinem Sohn fortlebte. Wir finden darüber eine interessante Notiz in den „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“ (Adolf Rukmaul). 2. Aufl. Stuttgart 1899, S. 41. Rukmaul erzählt von der Zeit, da der Thron Louis Philipps in Trümmer ging, von den Unruhen zwischen Main und Neckar im Februar 1848, wo sich wunderlicher Weise wieder ein Götz von Berlichingen, ein Nachkomme des alten Götz, Rukmauls Studiengenosse in Heidelberg, zu den aufrührerischen Bauern begab. „Was er ausrichtete, habe ich nicht erfahren“, schreibt Rukmaul und fährt dann fort: „Besser weiß ich Bescheid, wie es einem Studiorus Schlöffel erging, der gleichfalls von Heidelberg zu den Bauern gereist war, aber nicht um Ordnung zu stiften, wie der Sprosse des alten Rittergeschlechts, sondern um den Aufbruch zu schüren. Er war der Sohn des wütenden schlesischen Demagogen Schlöffel, hatte anderthalb Jahre zuvor, während ich Assistent an Pfeufers medizinischer Klinik war, am Typhus darin gelegen und war dem Tode mit Mühe entronnen. Von daher kannte ich ihn persönlich und wußte, daß er wie sein Vater ein fanatischer Republikaner war. Zufällig traf ich ihn nach meiner Heimkehr von Prag und Wien im März unterwegs im Eilwagen auf der Strecke von Heidelberg nach Wiesenbach, wo wir uns trennten; ich fuhr nach Einsheim, er nach Mosbach. Ich erriet den Zweck seiner Reise und warnte ihn, obwohl er mir sein Vorhaben nicht eingestand. Er lächelte überlegen, als ich ihm prophezeigte, die Bauern würden ihn packen und den Gendarmen überliefern, denn sie stünden treu zur kaiserlichen Regierung, und ihr Haß gelte nur den Grund- und Standesherrn und den Juden. Es kam, wie ich voraussah. Die Bauern ergrißen ihn, steckten ihn ein und übergaben ihn den Gendarmen, die ihn zurück nach Heidelberg ins Gefängnis brachten. Er blieb nicht lange in Haft, wurde amnestiert und freigelassen. — Am 21. Juni 1849 fand er als Adjutant Mikroslawskis den Tod auf dem Schlachtfelde bei Waghäusel.“

Dr. Tw.

Funde von einem früheren slawischen Rundwall

Man kann in der Altertumskunde behaupten, daß manches zu spät entdeckt wird, insofern als die Bedeutung einer historischen Denkwürdigkeit erst erkannt wird, wenn sie ganz oder zum Teil vernichtet worden ist. Dies ist der Fall mit einem Rundwalle bei Gustau, Kr. Glogau, den man erst jetzt als solchen erkennt, nachdem er längst abgetragen ist. Wäre er vor 50 Jahren bekannt gewesen und mit Vorsicht untersucht worden, hätte man gewiß manchen wertvollen Fund gemacht; heute aber ist die Ausbeute nur gering.

7. Minuten vom Dorfe, an der Straße nach Meschkau, liegt rechts am Wege ein 12–15 Meter hoher Sandhügel, der sogenannte Schmiedeberg, der von der Straßenseite kaum ersteigbar ist. Durch Akaziengebüsch ist das steile Ufer gefestigt, sonst würde der Boden in den Hohlweg hinuntersinken. Von Osten, vom Dorfe her, kann man über Felder allmählich hinaufsteigen. Nach Westen ist ein tiefer Wald, nach Norden ein noch tieferer Wiesengrund. So hat der Wall auf drei Seiten natürlichen Schutz. Er ist nur 3 Minuten vom Burgberge entfernt, einem wohl erhaltenen, künstlichen Rundwalle, den Herr Pastor Böhnelt bereits beschrieben hat. Wir haben hier also die Eigentümlichkeit, daß ein Dorf 2 Rundwälle aufweist.

Auf dem Schmiedeberge nun hat der jetzige Besitzer 3 Urnen, einige Eisenstücke und einen Mahlstein ausgeackert, die Beachtung verdienen. Die Urnen sind slawischen Ursprungs und zeigen den Burgwalltypus. Die kleinste, die oben beschädigt ist, mißt am Boden 8 Zentimeter, erweitert sich auf 12 und ist 8 Zentimeter hoch. Der Boden hat eine Rundmarke, und um den Hals laufen in nicht ganz regelmäßigen Abständen 3 kunstlose, wie mit einem Strohhalme gerichtete Wellenlinien.

Die beiden andern Tongefäße sind richtige Töpfe, in Größe und Typus nur wenig voneinander verschieden. Beide zeigen Brandspuren. Der größere hat 12 Zentimeter Bodendurchmesser, baucht auf 22 Zentimeter aus und hat oben 19 Zentimeter lichte Weite. Wo die Urne zur Enge des Halses umbiegt, laufen auch hier 3 Wellenlinien, die stellenweise nach unten gerichtete Einstiche zeigen. Die Urne war unverfehrt erhalten, wurde nachher leider zerschlagen; es ge-

lang aber, sie wieder vollständig zusammenzusetzen.

Der andere Topf ist ein wenig kleiner und niedriger und unten nicht so breit wie der vorige. Wie die kleine Urne, hat er unten einen flachen Stempeldruck. Verzierungen fehlen. Er war mit gebranntem Getreide, anscheinend Roggen, bis zur Hälfte gefüllt; darüber lagen Holzkohlen und darauf einige stark verrostete eiserne Geräte. Es sind dies zwei flache Schalen, 14—15 Zentimeter im Durchmesser und 2 Zentimeter tief, eine 22 Zentimeter lange Lanzenspiße und ein Eisenstück, dessen Zweck man nicht ohne weiteres bestimmen kann. Fast wie ein großes lateinisches F gebogen, hat es unten einen Ring gebildet, worin 2 andere Ringe beweglich eingefügt waren.

Auch zwei granitene Mahlsteine wurden gefunden, von denen einer noch erhalten ist. Er ist 50 Zentimeter breit, 12 Zentimeter stark und hat in der Mitte eine Durchbohrung von 8 Zentimeter.

Der Wall wurde vom Vorbesitzer 1861 oder 1862 eingeebnet. Er soll gegen 120 Schritt im Umkreise gemessen und in der Mitte eine Art Regel gehabt haben. Nach den Kohlen, die bei der Zuschüttung oder auch schon vorher auffielen und auf eine ehemalige Schmiede gedeutet wurden, mag der Berg genannt worden sein. Als Rundwall aber gibt er sich noch heute durch viele Scherben zu erkennen.

Zur schlesischen Geschichte und Volkskunde

Neues Pausitzisches Magazin. Band 86. Görlitz 1910. Zeitschrift der „Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften“. Hrsg. von Prof. Dr. R. Jecht.

Alljährlich bietet die „Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften“ in dem von ihr herausgegebenen „Magazin“ einen wertvollen Beitrag zur schlesischen Literatur. Der vorliegende Band reiht sich seinen Vorgängern würdig an.

Zunächst wird die ungemein gründliche Abhandlung „Moskowitz in der Oberlausitz und St. Bartholomäus Scultetus in Görlitz“ von Prof. Dr. E. Koch zu Ende geführt (sie bietet interessante Kulturbilder aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts); daran schließen sich Arbeiten über das Geschlecht derer von Bischofswerder in Görlitz und auf Ebersbach (Dr. v. Boetticher), über den mächtigen Landvogt Benesch von der Duba (Prof. Dr. Jecht) und über das

Prediger-Kollegium an der Dreifaltigkeitskirche zu Görlitz, dem früher ein großer Teil der Geistlichen in der Lausitz und darüber hinaus seine praktische Ausbildung verdankte (Pastor Zobel). Es folgen Untersuchungen von dem Herausgeber über Grabsteine, Epitaphien und Gedächtnisfahnen in der ehrwürdigen Görlitzer Kloster-(Franziskaner-) Kirche, von Lippert über die Nebenlandvögte der Niederlausitz im 15. Jahrhundert, von Prof. Dr. Borchling über das Alter des Görlitzer Judenreides und von Uhlig über das Ramenzer Apothekenprivileg. — Außerdem finden wir einen (2.) Regesten-Nachtrag zur Geschichte des Lehnssadels der Herrschaften Friedeberg und Seidenberg (Helbig) und das die Benutzung der Zeitschrift ungemein erleichternde Inhaltsverzeichnis zu Band 76 bis 85 (1900—1910). — Eine Anzahl literarischer Anzeigen — besonders dankenswert ist eine alphabetische Zusammenstellung von Prof. Jecht — sowie verschiedene Nachrichten aus der Gesellschaft bilden den weiteren Inhalt des stattlichen Bandes.

Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen IV. R. Kühnau, Schlesische Sagen II; Elben-, Dämonen- und Teufelsagen, Leipzig 1911.

Innerhalb Jahresfrist legt der Verfasser einen weiteren Band seines großen Wertes über die Sagen unserer Heimat vor. Der ungemein umfangreiche Stoff ist zweckmäßig in verschiedene Gruppen gegliedert. Man findet da die Haus-, Erd-, Feld-, Wald- und Wassergeister, also viele jener Gestalten, mit denen menschliche Phantasie die Natur bevölkert. Unter dem Begriff „Dämonensagen“ sind die Erzählungen von gespenstischen Tieren (Ottternkönig u. dergl.), Berg-, Windgeistern (Nachtjäger!) u. a. m. zusammengefaßt. Den dritten Teil des Buches bilden die Teufelsagen, in denen der Böse in den verschiedensten Formen dargestellt wird: als Feind, aber auch als Freund des Menschen und als überlisteter Geist; ferner sind hier die sogen. Teufelssteine berücksichtigt und die Ueberlegenheit des Christentums über Satan nach Ansicht des Volkes in seinen Ueberlieferungen dargestellt. — Die umfangreiche, höchst mühsame Arbeit ist eine wahre Fundgrube für alle, die sich Rat darin holen wollen. Wenn die früheren zahlreichen Sammlungen meist nur Stoffsammlungen waren, ist hier eine kritische Auswahl getroffen worden, indem spätere Zutaten ausgeschlossen wur-

den. — Besonders wertvoll erscheint auch die genaue Angabe der Fundstellen und die Aufnahme einer Reihe bisher nicht veröffentlichter Sagen. S

Kunstleben

Viegnitzer Musikleben

Aus der weiteren Folge von Musikveranstaltungen verdienen zwei herausgehoben zu werden, zunächst das dritte Sinfonie-Konzert der Regimentskapelle mit der Beethoven'schen Sinfonie Nr. 5 in C-Moll im Mittelpunkt. Die gelungene Wiedergabe ließ die Einheitlichkeit im Aufbau des Werkes klar heraustreten. Einen scharfen Kontrast zu ihr bildete die nachfolgende Orchester suite „Der Rußnacker“ von P. Tschaikowsky, eine originell und geistreich instrumentierte Folge von Tänzen und Charakterstücken, die musikalisch bemerkt, zur besten, ja vielleicht klassischen Salonmusik gehören. Entzückende Stimmung lag über der sinfonischen Dichtung „Les Préludes“ von Liszt ausgebreitet. Der ihr innewohnende Zauber poetischer Kraft zwang zur Andacht. Ähnliche Wirkung löste ein Wagner-Fragment aus „Tristan und Isolde“ aus.

Die Viegnitzer Singakademie nebst Männergesangs-Quartett gab einen Wiederabend, in dessen Programm Brahms und namentlich Mendelssohn mit zum großen Teil bekannten Kompositionen zum Wort kamen. Ein bescheidenes Plätzchen war auch für das Volkslied reserviert worden. Besondere Anziehungskraft mußte für diesen Abend der Breslauer Violinvirtuose Otto Silhavy ausüben. Er verfügt über famose Technik und ist ein feinsinniger Poet, besitzt Temperament und vermag sein Instrument zum „Singen“ zu bringen. Eine Serie kleiner Musikstücke von Beethoven, Schubert, Bach, Martini, v. Dittersdorf und Goffec füllte er mit hübschen Reizen aus. Aus seinem bisweilen hohl klingenden Instrumente vermochte er in der Hauptnummer, in Wieniawskis „Faust-fantasie“, nicht gerade viel herauszuholen. Die Wiedergabe war auch sonst etwas schablonenhaft. C M Sch

Der Hausfleißverein für das Riesen- und Isergebirge

hielt am 8. Februar in Warmbrunn seine Hauptversammlung ab. Der Vorsitzende des Arbeitsausschusses, Herr Hauptmann a. D. Freiherr v. Seherr-Thoß dankte in seiner Begrüßungsansprache den Förde-

rern des Vereins, besonders Herrn Reichsgrafen Schaffgotsch, der den Bauplatz für das Ausstellungsgebäude, und Erzellenz v. Raschdau, der die Bausumme gestiftet hat. Dann sprach Direktor Kiefer über Zweck und Ziele des Vereins.*) Im Anschluß daran berichtete Freiherr v. Seherr-Thoß über die bisherige Tätigkeit des Arbeitsausschusses von den ersten Vorbesprechungen vom Mai 1910 bis zur Begründung des Vereins, Direktor Dr. Neubert über die Finanzlage des Vereins (165 Mitglieder, bisher 6149 M. Jahresbeiträge und Spenden, 3000 M. einmalige Beihilfen), Rechtsanwalt Dr. Reier über die Satzungen, endlich Direktor Kiefer über die Entwürfe zu dem Hausbau und Kuratus Hadelst über die künftige Werbetätigkeit. In den Hauptvorstand wurden gewählt: Justizrat Dr. Avenarius, Landtagsabgeordneter Geh. Regierungsrat Büchtemann, Erzpriester Forche, Landrat Graf Pückler, Landrat v. Löwenstein, Geh. Kommerzienrat Füllner, Kais. Gesandter a. D. Erzellenz v. Raschdau, Generalmajor Freih. v. Reishwitz und Radersin, Handelskammerpräsident Sattig, Bürgermeister Dr. Schreiber, Geh. Justizrat Seydel, Dr. med. Siebelst, Gemeindevorsteher Köfel und Buchhändler Leipelt. Dem Arbeitsausschuß gehören an: Hauptmann Freih. v. Seherr-Thoß, Direktor Kiefer, Kuratus Hadelst, Direktor Dr. Neubert, Rechtsanwalt Dr. Reier, Frl. v. Dobeneß und Frl. Höniger. — Regierungspräsident Freiherr von Seherr-Thoß beglückwünschte den Verein in herzlichen Worten. TZ

Heimatschutz

Bauwert und Baum

Aus Grüssau erhalten wir die Nachricht, daß im Klostergarten weitere Bäume der Art zum Opfer fielen. Diese unscheinbare Mitteilung sollte uns doch zum Nachdenken veranlassen. Wo kommen wir hin, wenn wir weiter so unsere besten Bauwerke eines dankbaren Schmuckes entkleiden! Die Bäume im Grüssauer Klostergarten waren verkauft, heißt es, und sie mußten, damit sie keinen Schaden anrichteten, gefällt werden. In der Heimatschutzpraxis sind Fälle, wo Bäume, ja ganze Alleen und Baumgruppen ohne Not gefällt werden, leider recht häufig, und stets ist die Ursache die Be-

*) Wir drucken den Vortrag im vorliegenden Hefte ab.

schattung angrenzenden Ruhlandes oder die Möglichkeit des Umbrechens. In Grüssau standen die Bäume im Klostergarten, der nur von wenigen Personen betreten wird; die Gefahr, daß ein umstürzender Baum gerade dort Schaden anrichtet, ist gewiß sehr gering, zudem hat so ein alter verfallener Knabe augenscheinlich noch ein gar zähes Leben; man beachte nur einmal, wie sehr die Arbeiter hacken, sägen und ziehen müssen, bis solch ein Baum am Boden liegt und die „Gefahr“ beseitigt ist.

Die Sache hat aber einen ernstesten Hintergrund, gerade in solchen Fällen wie hier in Grüssau. Jedes Bauwerk, und je monumentaler es ist, um so mehr, braucht einen Maßstab, ein Anderes, damit seine Verhältnisse fürs Auge in Geltung kommen. Ein Bauwerk, das allein auf einem großen leeren Platz steht, wird uns nichts sagend und klein erscheinen, und sei es noch so groß und reich in den Formen. Es gewinnt für uns an seinem Aussehen, wenn es mit einem Rahmen umgeben ist, sei er nun von Gebäuden oder anderen Anlagen gebildet. Ist das Bauwerk bedeutend und in der Form edel, so wird sich seine Umgebung ihm unterordnen müssen, ist es der Umgebung gleichgeartet, so wird es sich ihr einfügen müssen, immer aber wird ein Verhältnis, eine Verbindung zur Umgebung bestehen müssen. Das ist eine Notwendigkeit, der wir uns zu fügen haben, einerlei, ob es sich dabei um das Breslauer Rathaus handelt, das seine Umgebung beherrschen sollte, oder um ein Reihenhäuser, das sich bescheiden seinen Nachbarn angliedern muß, oder um ein Gebäude in freier Landschaft, das mit der Natur verschmelzen muß, soll es nicht stets ein unangenehmer Fremdkörper bleiben. Das Bauwerk in freier Landschaft braucht in erster Linie den Baum. Der moderne Architekt hat diese Notwendigkeit längst eingesehen. Er ist dankbar, wenn auf dem Platz, wo er ein Landhaus errichten soll, ein alter Baumbestand oder auch nur ein einzelner älterer Baum vorhanden ist; er richtet sich womöglich bei der Anlage des Hauses darnach, um den Baumbestand möglichst zu erhalten; er weiß, daß der Baum am besten zur Erhöhung der Bildwirkung seines Hauses beiträgt.

Das ehemalige Zisterzienserkloster Grüssau wurde, wie das bei diesem Orden üblich war, in der freien Landschaft fern von Städten erbaut. Es liegt in einer Ebene, die vom Biederfluß durchzogen

wird, und nur von ferne grüßt der Landeshuter Kamm. Die Wälder sind vom Kloster im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zurückgewichen, und wenn nicht die Mönche ihre Gärten und Plätze mit Bäumen bepflanzt hätten, läge das Kloster kahl und einsam, denn der Ort Grüssau ist klein und zu sehr auseinandergezogen, als daß seine Häuser dem Kloster als Rahmen dienen könnten. Nun hat in den letzten Jahrzehnten unsere ordnungswütige Zeit in den das Kloster umgebenden Baumbestand große Lücken geschlagen; zugleich mit einzelnen Bauteilen sind Alleen geschwunden, und der Klostergarten, dessen künstlerische, architektonische Anlage wir heute noch an spärlichen Resten erkennen, ist jetzt von Bäumen fast ganz „befreit“. Wie lange noch, und auch der letzte Baum muß der Ansicht des (allein zuständigen?) Forstmannes geopfert werden! Nun ein Vorschlag, auf den jene Herren noch nicht gekommen zu sein scheinen: auch hier muß es heißen — Wer einen Baum fortschlägt, soll dafür zwei neue pflanzen. Platz bietet der Klostergarten und der Vorplatz genug, und ein künstlerischer Plan, nach welchem die Neuanpflanzung vorzunehmen wäre, ist leicht zu bekommen. Aber sofort wäre mit der Neuanpflanzung zu beginnen, damit diese herangewachsen ist, ehe der letzte alte Baum fällt, denn wenn auch die Pflege des Klosters sehr viel zu wünschen übrig läßt, noch mehr entblößen, wie es schon geschehen ist, dürfen wir das Grüssauer Kloster nicht. — Und dann ist wohl oft noch eines nötig in solchen Dingen: etwas mehr guter Wille. In Reubus haben die Kastanien auf dem Klosterplatz vor einigen Jahren bei dem guten Willen aller Beteiligten sehr wohl erhalten werden können, obwohl sie — krank waren. Sie stehen noch heute zur Freude aller derer, die den Wert des Baumes als Steigerers der Schönheit menschlicher Werke erkannt haben. Eff

Blüten des Wintersports

Ja, er blüht, der Wintersport im Riesengebirge. Seine Blüten sind sogar so üppig, als ob nicht winterliche Frische, sondern irgendeine schwüle Sonne sie gezeitigt hätte.

Die „Hotels“ und „Logierhäuser“ sind übervoll wie kaum in der sommerlichen „Hochsaison“. Die Preise können gesteigert werden ins Maßlose; die Menschen strömen doch in Scharen heran, es ist eben Mode.

Aber das Geschäft muß noch besser werden. Denn je besser es ist, desto schärfer wird die Konkurrenz. Schreißt du den Leuten ins Ohr, bei dir sei für gute Verpflegung bestens gesorgt, so überböt dich des Nachbars Ruf, er biete „allen Komfort der Jetztzeit“. Sagst du ein Sportfest an, so verkündet der Nachbar zwei. Schreiberhan läßt zwei, drei Luftballons steigen (natürlich zu wissenschaftlichen Zwecken!), und die Menschheit erdrückt sich, das Schauspiel in der winterlichen Gebirgswelt zu haben, das ihr so trefflich angepaßt ist. Aber Krummhübel kann's auch: Grade muß kommen! Er wird kommen, wird fliegen. Welch herrliches Schauspiel, wenn er um das alte, stillbescheidene Türröhrchen der Kirche Wang herumrattern wird mit seinem funkelneuen Apparat. Wie werden die alten Berghäupter sich recken, das seltsame Wunder zu sehen, wie werden die hohen Wälder Beifall rauschen! Zwar: es wurde nichts drauß, weil der Himmel sich dem Programm nicht fügte; aber die Leute erdrückten sich, tranken umso mehr und fuhren genau so heiter heim, wie sie gekommen waren.

Ja, der „Wintersport“ blüht!

Gibt's hier ein Wettrodeln, so gibt's dort zwei. Ist hier ein Preisrodeln, so hat's dort ein Maskenrodeln. Wie schön, wie sinnig! Wie „reizend“, wenn hier ein Domino herabstaut, dort eine Zigarettenin, da — man kann's auf Bildern sehen, und noch vieles dazu! — auch ein Vermummter mit Schweinskopf und Klauen!

O du schönes, stilles, erhabenes Gebirge, was hast du denn den Menschen getan?

Einfache Häuser I. (Zu den Bildern)

Strenge Gesetze beherrschen die Architektur. Ehe der Mensch ein köstliches Kunstwerk erbauen kann, muß er verstehen, das Einfache zu bauen; das Edelste kann nur aus der Beherrschung des Größten wachsen. So selbstverständlich das klingt, so oft wird es vergessen. — Wer die Sehnsucht hat, die Herrlichkeit reichster und köstlichster Architekturschöpfungen im tiefsten Wesen zu erfassen und zu verstehen, der kann nichts Besseres tun als für eine Weile dem Primitivsten sich zuwenden: der Gestalt des einfachsten Hauses. — In diesem und in den nächsten Heften wollen wir in den Abbildungen ein bescheidenes Studienmaterial aus Schlesien dazu liefern, wol-

len vom Einfachen zum Reichen fortschreiten.

*

Vier Wände, darauf ein Dach. Damit scheinen die beiden ersten Bilder abgetan. Betrachten wir dennoch einmal die „kleinen Unterschiede“. Bei Abb. 1 sauber verputzte Wände, von denen das „Walmdach“ in vierseitig gleicher Neigung zum First ansteigt. So sitzt dies Dach wie eine Haube, schützend — das Haus gewinnt einen gewissen behaglichen Ausdruck. Abb. 2 zeigt ein Dach, das platt wie ein Kistendeckel aufgeführt ist. Dadurch erscheinen die Längsseiten des Hauses noch länger. Man bekommt den Eindruck, als wäre der ganze Kasten von einem endlos langen Streifen einfach abgeschnitten — wie vom Meterbände. Wo ist Behagen hier? (Trotz der schön bewachsenen Längswand!)

*

Das Ingramsdorfer Häuschen ist gar nicht ohne Liebe geformt. Die Mittelpartie des Eingangs und die Ecken sind durch Puststreifen belebt, daß das Ganze Proportion habe; das Dachfenster ist sehr sorgfältig und nett gerundet und krönt die Eingangspartie. Selbst die Schornsteine sitzen symmetrisch. Alles ist sauber, geordnet, behäbig breit.

Symmetrie, Betonung der Mitte und der Ecken, Walmdach, Schmuck der Eingangspartie — das alles finden wir auch an den Beispielen 4—6, aber verschieden angewandt. Das lange Haus ist durch ein ganz einfaches Kunstmittel davor bewahrt, lang—weilig zu werden: die starke Betonung der senkrechten Linie mildert den Längen-Eindruck. Weiße Fenster — grüne Läden — grauer Stein — heller Putz — das bringt einen farbigen Wohlklang ins Ganze.

Die Häuser auf den Abbildungen 5 und 6 machen zweifellos schon einen recht vornehmen, guten Eindruck. Und doch haben auch sie nur jene einfache, ruhige Grundform von Bild 1, nur sind die Fenster größer, die Mittelgediegener gewählt, nur ist das Obergeschoß durch eine feine leichte Gliederung belebt.

*

An allen diesen und ähnlichen Häusern gehen heutzutage Hunderte von Leuten vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Sie vergehen ganz, was wir eingangs sagten: daß ohne gute Gestaltung des Einfachen und Alltäglichen die Architektur nie zur Ausbildung des Erhabenen gelangen wäre. Denn hier gerade,

wo kein Schmuck blendet und besticht, zeigt sich, ob ein Baumeister Gefühl für das Wesentliche besitzt: für einen guten, wohlthuenden Gesamtumriß; für harmonische Proportionen und farbige Gegensätze — für Gediegenheit der Arbeit und für das natürliche Verlangen des Menschen nach freundlichem, unverbildetem Ausdruck aller Dinge, die ihn umgeben.

GW

Zeitschriftenspiegel

Roseggers Heimgarten XXXV, 1. H. Kienzl, Der letzte Mensch. F. Stüber-Günther, Das Grammophon. A. Reymond, Am Grabe Lehau. F. von Ostini, Herrgott — sind die Weiber schlecht! A. Rottauscher, Phantast. Reise. F. Hofmann, Zum 40. Geburtstag des neuen deutschen Reichs. Zeugen alter Tage. Tagebuch. Kl. Laube. — XXXV, 5. Dr. Heels Sanatorium. Eine Dame schreibt. Hedin in verpestetem Lande. Mein erster Hirsch. P. Rosegger, Heinrich Reicher. Tagebuch. Vermächtnis. Kleine Laube. — — Das Land XIX, 8. Stojentin, Grundbesitz und Abwanderung vom Lande. Sohnen, Ländl. Wohlfahrts- und Heimatpflege in der Raichubei. Umschau. — XIX, 9. Maier-Bode, Zum Ausbau des landwirtschaftlichen Heeresunterrichts. Lembke, Die Schul-literatur und das Land. Werner, Ländliche Baukunst. Ahrens, die künstlerische Gestaltung von Dorf und Flur. — — Gartenstadt V, 2. R. Brachmann, Ueber Dekonomie. P. Schlegel, Erfahrungen aus der Genossenschaftspraxis. Keyser, Milanino. Lorenzen, Zimmerschmuck. Gartenstadt und „Gartenstadt“. Bauberatungsstellen. Rundschau. — — Die Gartenkunst XIII, 2. Th. Rußbaum, Gartenbetrachtungen. R. Hermann, Streifzüge durch Park und Garten.

H. Fischer, Der Schillerpark zu Berlin. Fortsetzungen. —

Kunstwart XXIV, 8. F. Gürtler, Deutsches Theater und „Deutsches Theater“. F. Avenarius, Kinderzeichnungen. Jose Blätter: Aus R. Schönherr's „Glaube und Heimat“ und „Königreich“. Rundschau (Ganze Menschen. Nietzsche und die deutsche Sprache. Gustav Wustmann, Kunst und Geschäftstheater. Angelo Neumann. Musikpflege in der Schweiz. Stil und Mode. Presse und Inferat. Oberlehrer und Erzieher). — XXIV, 9. F. Avenarius, Gegen die Farbdrucke. Stadelmann, Das Pathologische im Kunstwerk. Jose Blätter: Das Selbstbildnis Eliencrons. Rundschau (Deutsch-Italienisches. Falke. Heimatzeitschriften. R. Schaffner. Die Förderung des Geschmacks im Gewerbe. Arbeiterbildung und Partei. „Der Toilettenmarkt der deutschen Frau“. Natürliches Gehen. Höhere Schule und Elternhaus.) — Die Neue Rundschau 1911 Februar. F. Tönnies, Deutscher Adel im 18. Jahrhundert. G. v. Lucacs, Ueber Schnur und Form. A. Feuerbach, Briefe an die Eltern. H. Meyer, Die Laufbahn des Bischofs Antonius. R. Schaffner, Das Geschäftshaus. B. Frank, Das Böse. M. Eisler, Die Jugend Vincent van Goghs. R. Jensch, Partei und Berufsstand. C. Doppenheimer, Insekten als Krankheitsüberträger. A. Holtscher, Lyriker's Weltreise. H. Stehr, Emanuel Quint. Innus, Die englische Krisis. — — Süddeutsche Monatshefte VIII, 2 Th. Mann, Wie Japp und Do Gecbar sich prügelten. H. Kurz, Die Guten von Gutenberg. H. Rauher, Münchhausen bestraft einen Geizigen. P. Sackmann, Christoph Schrempf, Wagner, Wohnungsnot. Speck, Reichsfinanzreform. Fleisch, Zum Fall Arendt.



5.
Haus am Kloster
Leubus



6. Haus am Dom zu Breslau

Zu dem Beiträge „Einfache Häuser, I“